

ERKLÄRUNG DES ERSTEN JOHANNESBRIEFES

(Besinnungstage, gehalten im Exerzitienhaus Schloss Fürstenried in München,
in der Zeit vom 28. bis zum 30. Juli 2006)

Der erste Johannes-Brief, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, ist eine der 27 Schriften des Neuen Testaments. Das Neue Testament setzt sich zusammen aus den vier Evangelien, den 14 Paulusbriefen, der Apostelgeschichte, der Geheimen Offenbarung und der sieben Katholischen Briefe. Einer von diesen Briefen ist der erste Johannes-Brief.

Die übrigen sechs sind der zweite und der dritte Johannes-Brief, der erste und der zweite Petrus-Brief, der Jakobus-Brief und der Judas-Brief. Die Bezeichnung „Katholische Briefe“ geht zurück auf die Zeit der Kirchenväter. Schon im 3. Jahrhundert ist uns diese Bezeichnung bei dem Kirchenvater Origines belegt. Katholische Briefe sind sie deshalb, weil sie nicht, wie die Paulus-Briefe, an eine bestimmte Adresse gerichtet sind, etwa an die Thessalonicher oder an die Korinther oder an die Römer oder an die Galater oder an die Hebräer oder auch an bestimmte Personen wie Philemon, Timotheus oder Titus. Sie sind an die universale Kirche gerichtet. Das Wort „katholisch“ ist ja das griechische Wort für das lateinische „universal“, das soviel bedeutet wie allgemein und überall. Eine Ausnahme macht hier allerdings der dritte Johannesbrief, wenn er an einen gewissen „Gaius“ gerichtet ist. Der Jakobus-Brief ist an die „12 Stämme in der Zerstreung“ gerichtet, der erste Petrus-Brief an die Fremden in der Zerstreung in Pontus, Galizien, Kappadozien, Asien und Bithynien“ (1 Petr 1, 1), der zweite Petrus-Brief an jene, die, wie es heißt, „mit uns den gleichen kostbaren Glauben erlangt haben“ (2 Petr 1, 1) der Judas-Brief „an die Berufenen, die von Gott, dem Vater, geliebt und für Jesus Christus bewahrt sind“ (Jud 1). Im ersten Johannes-Brief fehlt jede Zuschrift, wie das auch im Hebräer-Brief der Fall ist. Der zweite Johannes-Brief ist in gewisser Weise noch eine weitere Ausnahme, sofern er für eine einzelne Gemeinde bestimmt ist, die jedoch nicht genannt wird in dem Brief. Mithin haben wir also zwei Ausnahmen bei den sieben Katholischen Briefen, sofern in diesen Fällen einmal eine Person als Adressat benannt ist, im anderen Fall eine nicht genannte Gemeinde der Adressat ist.

Katholisch sind diese sieben Briefe somit deshalb, weil sie nicht für eine oder für wenige Gemeinden bestimmt sind, sondern sich an die Christen ganzer Bezirke wenden, sie sind also „Rundschreiben“, nicht „Gemeindebriefe“. Wenn der zweite und dritte Johannes-Brief eine Ausnahme bilden, so liegt das darin, weil sie den gleichen Verfasser haben.

Der erste Johannes-Brief ist so etwas wie ein apostolischer Hirtenbrief, der allgemeine Mahnungen enthält, ohne dass er einen streng logischen Aufbau hat.

Während bei den Paulus-Briefen es jeweils um konkrete Fragen und Nöte in den Gemeinden geht und die allgemeinen Ermahnungen sittlichen Inhalts, die selbstverständlich für alle Christen gelten, sekundär sind, stehen diese in den Katholischen Briefen - zu ihnen zählen wir den ersten Johannes-Brief - an erster Stelle. In ihnen überwiegt das Allgemeine und tritt das Besondere zurück. Die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu den Empfängern, wie sie in den Paulusbriefen in den Vordergrund stehen, gibt es hier überhaupt nicht oder wenn nur in Ansätzen. Das gilt in erster Linie dann für die drei Johannes-Briefe. Was uns aber nirgendwo begegnet in den Katholischen Briefen, das ist der Hinweis darauf, dass der Verfasser als Gründer der jeweiligen Gemeinde in einem ganz besonderen Verhältnis zu diesen Gemeinden steht. Deshalb werden in den Paulus-Briefen auch, im Unterschied zu den Katholischen Briefen, vorwiegend bestimmte Einzeldinge erörtert, z. B. Fragen, die in Thessalonich über die Wiederkunft des Herrn entstanden sind, oder die Spaltungen in Korinth, also unchristliche Lebensauffassungen, die sich unter der Maske des Christentums breit machten.

Was die Katholischen Briefe zu sagen haben, das gilt für viele Gemeinden, in ihnen hat der Verfasser nicht eine bestimmte Gemeinde im Auge, wenn wir einmal vom zweiten Johannes-Brief absehen.

Dabei ist in den Katholischen Briefen im Großen und Ganzen die Form des Briefes gewahrt, wie in den Paulus-Briefen, aber, wie gesagt, persönlicher. Die Paulus-Briefe sind wirkliche Briefe, die Katholischen Briefe sind künstliche Briefe. Das heißt die Verfasser bedienen sich hier der Form des Briefes, nicht um Nachrichten zu übermitteln, sondern eine Komposition von religiösen Gedanken, sie sind gelehrte Abhandlungen dogmatischen und moralischen Inhaltes, mehr oder weniger, schriftlich gefasste Predigten.

Nach Auffassung der meisten Erklärer ist der erste Johannes-Brief ein Begleitschreiben zum Johannes-Evangelium und richtet sich zunächst an die kleinasiatischen Gemeinden¹. Man hat allerdings dagegen gehalten, dass es nicht einzusehen sei, warum der Evangelist seinem Evangelium ein so umfangreiches und selbständiges Schreiben mitgegeben haben sollte. Zudem setzt der Brief das Evangelium nicht voraus und verweist auch nicht auf das

¹ So die Exegeten Johannes Sickenberger, Max Meinertz, Karl Theodor Schäfer u. a.

Evangelium. Richtig ist jedoch an dieser Annahme in jedem Fall, dass beide Werke in ihren Entstehungsverhältnissen zusammenhängen, in irgendeiner Form. Der Brief gehört in der Art, wie er das Glaubensgut behandelt, der Spätzeit an und wird wohl im westlichen Kleinasien wie auch das 4. Evangelium gegen Ende des 1. Jahrhunderts entstanden sein

Die Echtheit des Briefes ist im christlichen Altertum sehr gut bezeugt. Auf jeden Fall besteht zwischen ihm und dem Evangelium des Johannes eine deutliche Verwandtschaft, die sich in der Sprache und vor allem auch in gewissen Wortprägungen wie Licht und Finsternis, Tod und Leben, Gott und Welt, Fleisch und Geist, eingeborener Sohn, Geist der Wahrheit, aus der Wahrheit oder aus Gott geboren sein und ähnlichen Wendungen bekundet.

Die Veranlassung zu diesem Schreiben lag in den Gefahren, die die Gnosis als antichristliche Weltanschauung den Kirchengemeinden in damaliger Zeit brachte. Schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert wurde die Gnosis zu einer tödlichen Bedrohung des sich entfaltenden Christentums. Gnosis bedeutet Erkenntnis. Die Gnosis ist eine synkretistische Religion, die schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert im Vorderen Orient entstanden ist und über Jahrhunderte hin, ja, bis in die Gegenwart hinein das Denken der Menschen prägt und im Grunde zu allen Zeiten der entscheidende Gegner des Christentums gewesen ist. Schon früh wurde aus der Gnosis eine christliche Mischreligion. Ihre Vertreter behaupteten, sie hätten die richtige, die tiefere Auffassung des Christentums. Sie verbreiteten unechte Evangelien, Apostelgeschichten und Apostelbriefe, in denen sie ihre Ansichten den Aposteln in den Mund legten. Im Grunde gab es drei Richtungen der Gnosis, eine christliche, eine jüdische und eine heidnische Gnosis. Die christliche Gnosis leugnete die Gottheit Jesu und die Auffassung, welche die Kirche von der Verbindlichkeit des Sittengesetzes hatte. Für die Gnostiker ist Christus ein großer Mensch, der von Joseph und Maria abstammt. Von ihm sagen sie nun, mit ihm habe sich ein Äon, das ist ein höheres Geistwesen, bei der Taufe im Jordan verbunden. Auf diese Verbindung führen sie die Lehrweisheit und die Wundertaten Jesu zurück. Dieses höhere Geistwesen soll Jesus dann bei seinem Eintritt in sein Leiden verlassen haben. Zur Begründung dieser Position weisen sie gern hin auf den Verzweiflungsschrei Jesu am Kreuz „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Demnach ist am Kreuz nicht der Gottmensch gestorben, sondern nur ein Mensch, der eine Zeitlang der Gottmensch gewesen war. Diese Auffassung begegnet uns in allen Formen der Gnosis in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums. Heute wird sie mit Nachdruck vertreten in der Anthroposophie. Wenn aber am Kreuz nur

ein Mensch gestorben ist, so ist der Tod Jesu kein Erlösungstod. Für eine Erlösung in diesem Sinne, für eine Fremderlösung, hat die Gnosis ohnehin kein Verständnis.

In der Gnosis gibt es nur Selbsterlösung und diese besteht in der höheren Erkenntnis. Die höhere Erkenntnis erhebt die Seele aus der Leiblichkeit, die der Körperwelt angehört und deshalb schlecht ist, und sie erhebt sie in die höhere Welt des Geistes. Es geht also um die Befreiung des Menschen vom Körperlichen. Im Hinblick auf das Wie dieser Befreiung gibt es in der Gnosis zwei Richtungen. Die einen empfahlen strengste Askese, Fasten, Enthaltung von Fleisch und Wein, Verzicht auf die Ehe und äußere Kasteiungen zur Abtötung des Fleisches. Die anderen gingen den umgekehrten Weg und wollten durch Ausschweifung und Wollust das Leibliche niedertreten, gleichsam vernichten. Man nannte sie die Antinomisten, die Gegner des Gesetzes, sie waren Vertreter der Gesetzlosigkeit. Die letzteren begegnen uns in der Geheimen Offenbarung des Johannes in der Gestalt der Nikolaiten.

Die großen Gefahren der Gnosis für das Evangelium und die Kirche stehen dem Verfasser des ersten Johannes-Briefes klar vor Augen. Er wendet sich in diesem Brief gegen die doppelte Irrlehre der Gnostiker, gegen ihre christologische und gegen ihre moralische Irrlehre. Er legt dar, dass Christus der Sohn Gottes ist und uns erlöst, das heißt in eine wahre Lebensgemeinschaft mit Gott gebracht hat, und dass dieses göttliche Leben sich in der Beobachtung des Sittengesetzes, besonders in der Betätigung der Bruderliebe, auswirken und entfalten muss.

Der 1. Johannes-Brief will die Empfänger der Erlangung des ewigen Lebens vergewissern, wenn sie an den Sohn Gottes glauben (1 Joh 5, 13). Die Überzeugung, dass der geschichtliche Jesus der menschgewordene Sohn Gottes ist, der Christus, wird von der Irrlehre angegriffen. Ihr gegenüber halten die Gemeinden am kirchlichen Glauben fest und weisen eine erfreuliche religiöse Höhe auf. Das kommt etwa zum Ausdruck an den Stellen 1 Joh 2, 12-14 und 1 Joh 4, 4. Manche Christen haben sich jedoch auch von den falschen Lehren beeinflussen lassen. Sie haben zwar nicht mit der Kirche gebrochen, fühlen sich aber doch im Gewissen bedrückt wegen ihrer Untreue gegenüber der christlichen Wahrheit. Diese nun werden in dem Brief ermahnt, ihre Sünden zu bekennen und auf die in Christus geschenkte Versöhnung zu vertrauen (1 Joh 1, 8-10). Sie werden aufgefordert stets „im Lichte zu leben“ (1 Joh 1, 7), d. h.: sie sollen die Gebote Gottes erfüllen, nämlich an Jesus als den Christus und den Sohn Gottes glauben (1 Joh 2, 22 f; 3, 23; 4, 15; 5, 1. 5.10.13) und die Brüder lieben (1 Joh 2, 7-11; 3, 10-18.23; 4, 7-21; 5, 1 f). Tun sie das oder bemü-

hen sie sich darum, dann erkennen sie Gott und stehen in Verbindung mit ihm (1 Joh 2, 3-6 u. ö.). Der Verfasser des Briefes weist darauf hin, dass die Irrlehre sich in dem manifestiert, wie sie über Jesus denkt (1 Joh 2, 22; 4, 3). Wer in dieser Frage nicht den Standpunkt der kirchlichen Lehre einnimmt, zeigt, dass er bestimmt ist, so der Verfasser des Briefes, vom Geist des Antichristen (1 Joh 2, 18. 22; 4, 1. 3), und wenn er in dieser Position verharrt, muss er von den Gläubigen gemieden werden.

Das Anliegen dieses Briefes ist ein ähnliches Anliegen wie das des 4. Evangeliums. In Kapitel 20 des Evangeliums heißt es in Vers 31: „Das wurde aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus, der Christus, der Sohn Gottes ist und dass ihr, wenn ihr glaubt, in seinem Namen das ewige Leben haben werdet“. Es ist im 1. Johannes-Brief die gleiche Irrlehre, mit der sich das Johannes-Evangelium auseinandersetzt, die Irrlehre der Gnosis, die die Realität der Menschwerdung des göttlichen Logos in Frage stellt. Auch im Johannes-Evangelium ergeht die grundlegende Mahnung, entgegen einer abweichenden Anschauung über Jesus, den Christus, an der überlieferten Glaubenslehre festzuhalten. Im Johannes-Brief wird diese überlieferte Glaubenslehre nur kurz berührt, im Evangelium wird sie indessen in extenso aus dem Selbstbewusstsein und aus den Selbstaussagen Jesu aufgewiesen. Es entspricht der schriftstellerischen Eigenart des Briefes gegenüber der des Evangeliums, wenn in dem Brief stärker als im Evangelium zur Übung der Bruderliebe aufgefordert wird, worin sich der Glaube auswirken muss.

Allgemein erweckt der 1. Johannes-Brief den Eindruck, dass er mehr möglichen Gefahren vorbeugen und den guten Geist erhalten will und dass es ihm weniger darum geht, Missstände abzustellen².

Der Brief gibt Einblick in die Nöte seiner Entstehungszeit, als man von judenchristlicher und gnostischer Seite her um ein theologisches Verständnis der Person Christi rang, dabei das Ärgernis des Kreuzes beheben wollte, aber die Grundlage des Glaubens verlor. Es ist nicht leicht, ein genaueres Bild von der Irrlehre, um die es hier geht, zu gewinnen, da die Bemerkungen im Einzelnen schließlich nur knapp gehalten sind. Dabei dürfte es kaum nur ein Zufall sein, wenn in den Stücken über die Bruderliebe und die christliche Lebenseinstellung anders als in jenen über den Glauben niemals offen von den Irrlehrern gesprochen und nur einmal vor denen gewarnt wird, die irre führen (1 Joh 3, 7). Das spricht in jedem Fall dafür, dass man die eigentliche Gefahr hier auf dem Gebiet des Glaubens sah.

² Johann Michl, Die katholischen Briefe (Regensburger Neues Testament, Hrsg. von Otto Kuss, Bd. VIII, 2: Die Katholischen Briefe), Regensburg²1968, 196 f.

Nachdrücklich warnt der Brief vor „Antichristen“ (1 Joh 2, 18), die die Gläubigen in die Irre führen (1 Joh 2, 26). Die Irrlehrer geben vor, eine neue Erkenntnis zu bringen, die aber nichts Anderes ist als nur Lüge (1 Joh 2, 20 f). Sie sind falsche Propheten (1 Joh 4, 1), in denen bereits der Geist des kommenden Antichrists wirkt (1 Joh 4, 3). Sie sind, so heißt es, von der Welt, reden von der Welt her und finden darum auch den Beifall der Welt (1 Joh 4, 5). Einst standen sie innerhalb der Kirche, haben sich dann aber von ihr getrennt (1 Joh 2, 19). Ihre Zahl ist nicht gering (1 Joh 2, 18; 4, 1). Sie leugnen, dass „Jesus der Christus ist“ (1 Joh 2, 22; 5, 1). Dann heißt es wieder, dass sie nicht bekennen, dass „Jesus Christus im Fleisch gekommen ist“ (1 Joh 4, 2 f). Was damit gemeint ist, ergibt sich offenbar dort, wo der Verfasser die kirchliche Lehre in spürbarer Abwehr der Irrlehre ins Licht rückt, nämlich im fünften Kapitel des Briefes (1 Joh 5, 5 f). Da heißt es nämlich, dass die neue Lehre zwar die Taufe zugestand, nicht aber den Kreuzestod des Christus, des Erlösers, des Gottmenschen. Wie das genau zu verstehen ist, das bleibt vom Brief her gesehen im Dunkel. Erst wenn wir das hinzuziehen, was wir sonst über die irrigen Anschauungen jener Zeit wissen, lässt sich Einiges dazu sagen.

Sodann heißt es weiter, dass die falschen Lehrer „den Vater und den Sohn“ leugnen (1 Joh 2, 22). Da wird dann sogleich hinzugefügt, dass sie mit der Leugnung des Sohnes auch den Vater nicht haben (1 Joh 2, 23). Das könnte bedeuten, dass die Gegner in der Art der Gnosis den Gott des Alten Testaments nicht anerkannten oder zwischen ihm als einem niederen Wesen und dem höchsten Gott unterschieden. Wahrscheinlich aber ist es so, dass nur der Verfasser folgert, dass der, der den Sohn preisgibt, auch den Vater verliert.

Welche moralischen Normen vertraten nun die Irrlehrer? Wichen sie auch hierin ab von der Norm der Kirche? Sittliche Ausschweifung wird ihnen hier jedenfalls nicht vorgeworfen, wie das etwa im Judasbrief und im 2. Petrusbrief der Fall ist im Hinblick auf die Gegner. Möglicherweise bezeichneten sie die Bruderliebe als Einführung eines neuen Gebotes. Dafür spricht etwa die Feststellung des Briefes, dass es sich bei der Bruderliebe um ein altes Gebot handelt (1 Joh 2, 7). Möglicherweise vertraten sie auch die Meinung, dass nicht schon jede Sünde als solche gesetzwidrig sei. Dafür spricht die Feststellung des Briefes: „Jeder, der die Sünde tut, handelt auch gesetzwidrig und die Sünde ist die gesetzwidrige Tat“ (1 Joh 3,4). Das eigentliche Anliegen dieser Stelle wird jedoch das sein, dass die Sünde allgemein als Empörung gegen Gott herausgestellt werden soll. Dem entspricht dann die Feststellung des Briefes: „... wer die Sünde tut, ist vom Teufel“ (1 Joh 3, 8). Auf jeden Fall geht es hier um Leute, die mit ihren falschen Auffassungen die christliche Sittlichkeit zu zerstören drohen.

Wenn die Liebe in dem Brief mit Nachdruck empfohlen wird, darf man daraus nicht die Folgerung ziehen, dass sie von den Irrlehrern verworfen worden wäre. Auch die vielen Mahnungen zu einem christlichen Leben brauchen sich nicht gegen die eventuell vertretene Meinung zu wenden, die Sünde sei eine unerhebliche und mit der Religion vereinbare Sache. Diese Mahnungen sind einfach darauf gerichtet, dass der sittliche Hochstand in den Gemeinden erhalten bleibt. Auf jeden Fall sind die Irrlehrer keine Gesetzlosen, keine Antinomisten, wie sie uns etwa im Judasbrief und im 2. Petrusbrief begegnen, wenngleich sie möglicherweise die Übung der Bruderliebe in der im Christentum geforderten Art nicht für nötig hielten (1 Joh 2, 7-11).

Wiederholt spricht der Verfasser von der Erkenntnis Gottes (1 Joh 2, 3). Er tut das in Abwehr jener Kreise, die sich fälschlicherweise der Kenntnis Gottes rühmten, sie aber nicht hatten, weil sie im Bekenntnis über Christus oder in der Erfüllung des göttlichen Willens versagten (1 Joh 2, 4; 3, 6; 4, 8). Im zweiten Jahrhundert nannte man sie Gnostiker, genauer: falsche Gnostiker, denn auch in der Kirche wurde die Erkenntnis sehr hoch eingeschätzt.

Zu damaliger Zeit unterschied man in Kleinasien drei Gruppen von Gnostikern, nämlich die Nikolaiten, die im Neuen Testament in der Geheimen Offenbarung erwähnt werden, die Kerinther, die lehrten, Jesus sei ein bloßer Mensch gewesen wie jeder andere, von seinen Eltern Joseph und Maria geboren, nur sei er gerechter und weiser als andere gewesen, dann sei aber in der Taufe das göttliche Urprinzip auf ihn herabgekommen und er habe von da an den unbekanntem Vater verkündet und Wundertaten vollbracht, bis sich das göttliche Urprinzip gegen Ende seines Lebens wieder von ihm getrennt habe, somit habe also nur ein Mensch gelitten und sei nur ein Mensch auferstanden, während der himmlische Christus, also das göttliche Urprinzip, vom Leiden unberührt geblieben sei. Hier wurde also die wirkliche Menschwerdung Christi geleugnet. Es gab noch eine Reihe weiterer Gruppierungen, die sich diese Lehre zu eigen machten. Die Kirchenväter Irenäus (+ 202) und Hippolyt (+ um 235) berichten ausführlich über diese Irreligion.

Eine dritte Gruppe dieser Irrlehrer waren jene Irrlehrer, die der Kirchenvater Ignatius von Antiochien (+ um 110) in seinem Brief an die Smyrner bekämpfte. Auch sie leugneten die wahre Menschwerdung Christi und seinen Tod am Kreuz und seine Auferstehung, nicht anders als die Kerinther. Sie betonten, Christus habe nur zum Schein gelitten. Konsequenterweise blieben sie auch der Eucharistiefeier fern, weil sie nicht bekannten, „dass die

Eucharistie das Fleisch unseres Erlösers Jesus Christus ist, das für unsere Sünden gelitten, das der Vater in seiner Güte auferweckt hat“ (Brief an die Smyrnäer 7, 1)³.

Der Schwerpunkt des Briefes liegt bei aller Bedeutung der geschichtlichen Situation im Kontext der Gnosis in der Darstellung der Kernwahrheit des christlichen Glaubens, dass der geschichtliche Jesus von Nazareth der menschgewordene Sohn Gottes, der Christus, ist und dass in seiner Sendung Gott, der Vater, seine Liebe zu den Menschen bezeugt und dass die Antwort der Menschen auf diese Liebe des Vaters darin bestehen muss, dass sie an Christus glauben und einander lieben. Sie sind Kinder Gottes und tragen schon auf Erden das Leben in sich, mit dem sie einst in das ewige Reich Gottes eingehen werden. Diese Gedanken sind in dem 1. Johannesbrief nicht zum ersten Mal ausgesprochen worden, sie galten schon früher als bedeutende Glaubenswirklichkeit in der Christenheit. Was aber neu ist, das ist die Einfachheit und die Folgerichtigkeit, mit der diese Botschaft hier formuliert wird. Dabei setzt sich der Brief zwar mit den Irrlehrern auseinander, aber wichtiger ist ihm die allgemeine und allzeit gültige Lehre der Kirche. Die Ermahnungen gelten in diesem Zusammenhang den Christen jener Zeit, sie reden jedoch in einer Sprache, die die Christen aller Zeiten unmittelbar berührt. Der Brief hat die Wiederkunft Christi und die Vollendung der Erlösung im Blick (1 Joh 3, 2), legt aber das Hauptaugenmerk auf die im Glauben und in der Liebe gegebene Gemeinschaft mit Gott in der Gegenwart. Nachdrücklich wird betont, dass den Christen jetzt schon das ewige Leben als Voraussetzung der seligen Zukunft geschenkt wird. Die letzte Zeit hat sozusagen für den Verfasser des 1. Johannesbriefes schon begonnen. Darum interessiert ihn auch nicht das Wann der Vollendung⁴.

Der Brief ist als solcher ein wertvolles Zeugnis für die Bedeutung der Kirche in alter Zeit. Zwar kommt das Wort „Kirche“ im Brief nicht vor, aber die Sache ist da. Die Kirche wird als heilsnotwendig verstanden: Nur wer im Bekenntnis des Glaubens der Kirche ein Schüler derer ist, die mit dem Herrn Umgang pflegten, der steht in Gemeinschaft mit Gott, der besitzt ewiges Leben, der ist ein Kind Gottes und hat so bereits das Heil gewonnen, wenn gleich noch nicht endgültig (1 Joh 4, 15; 5, 1). Der Christ kann sündigen, aber in der Gemeinschaft der Kirche wird das Bekenntnis seiner Schuld vor Gott angenommen und erwirkt ihm die Verzeihung um des Blutes Christi willen (1 Joh 1, 7.9).

³Johann Michl, Die katholischen Briefe (Regensburger Neues Testament, Hrsg. von Otto Kuss, Bd. VIII, 2: Die Katholischen Briefe), Regensburg²1968, 252-257.

⁴Ebd. 197 f.

Auch das wird hier gesagt: Die Kirche ist unfehlbar im vollen Besitz der Offenbarung, denn die Erkenntnis der Wahrheit ist bei ihr (1 Joh 2, 27). Deshalb muss der Christ nach der Norm der Kirche glauben (1 Joh 2, 23; 4, 2. 6), wenn er sein Heil nicht verlieren will. Die Kirche ist aber nicht nur eine Kultgemeinschaft oder ein Verband, dem man angehört, um das Heil zu gewinnen, sie ist vor allem auch die Liebesgemeinschaft, in der die Liebe Gottes, die in der Sendung Christi zur Erlösung der Menschen offenbar geworden ist, in der Welt weiterlebt. Das ist ein besonders kostbarer Gedanke dieses Briefes, die Kirche als die Liebesgemeinschaft, in der die Liebe Gottes, die in der Sendung Christi zur Erlösung der Menschen offenbar geworden ist, in der Welt weiterlebt. Geboren aus der Sendung des Erlösers und der Erlösung muss die Kirche nun aus der Liebe leben, die der Grund dieser Heilstaten Gottes ist⁵.

Der erste Johannes-Brief hat zu diesem Zeitpunkt besondere Aktualität erhalten durch die erste Enzyklika des Papstes Benedikt XVI. Die Anfangsworte der Enzyklika sind nämlich diesem Brief entnommen. Der Form wie auch dem Inhalt nach könnten sie auch dem vierten Evangelium entstammen. 1 Joh 4, 16 heißt es: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“. In den Worten „Deus caritas est“ ist, so stellt der Papst fest, „die Mitte des christlichen Glaubens, das christliche Gottesbild und auch das daraus folgende Bild des Menschen und seines Weges in einzigartiger Klarheit ausgesprochen“⁶. Eingeleitet werden die Worte „Deus caritas est“ mit der Feststellung: „Wir haben erkannt und an die Liebe geglaubt, welche Gott zu uns hat“ (1 Joh 4,16). Die Enzyklika sieht in diesem einleitenden Satz sozusagen eine „Formel der christlichen Existenz“ und betont, hier werde es deutlich, dass der Grundentscheid des christlichen Lebens der Glaube an die Liebe sei⁷.

Eingehend interpretiert die Enzyklika die Stelle, die ihr den Namen gegeben hat in ihrem Kontext (1 Joh 4, 16-20). Sie unterstreicht dabei die „unlösliche Verschränkung von Gottes- und Nächstenliebe“ und stellt fest, die Gottes- und die Nächstenliebe gehörten so zusammen, dass die Behauptung der Gottesliebe zur Lüge werde, wenn der Mensch sich dem Nächsten verschließe oder gar ihn hasse⁸. Die Enzyklika erklärt, der 1. Johannes-Brief behaupte nicht, dass man Gott nicht lieben könne, weil man ihn nicht sehen könne,

⁵ Ebd., 198.

⁶ Deus caritas est, Nr. 1

⁷ Ebd.

⁸ Ebd. Nr. 16.

vielmehr sei es so, dass er die Nächstenliebe als einen Weg ansehe, auf dem man Gott begegnen könne und dass die Abwendung vom Nächsten blind mache für Gott⁹.

Man darf den Satz: „Wer sagt, er liebe Gott und seinen Nächsten hasst, der ist ein Lügner“ (1 Joh 4, 20) nicht missverstehen. Das geschieht nicht selten, wenn im Anschluss an diesen Satz in der Verkündigung oftmals die Meinung vertreten wird, dass unsere Gottesliebe sich ausschließlich in unserer Nächstenliebe manifestiere. Diese Interpretation ist falsch. Was gemeint ist, ist das, dass die Nächstenliebe an dieser Stelle als Beweis dafür begriffen wird, dass wir die wahre Liebe zu Gott in und durch Christus haben¹⁰. Zum einen ist die Nächstenliebe die notwendige Folge der Gottesliebe, zum anderen ist die Nächstenliebe in der Liebe zu Christus begründet und setzt diese deshalb notwendig voraus. Das Verhältnis von Gottesliebe und Nächstenliebe ist ähnlich wie unsere Liebe zu jemandem und den dieser Liebe entsprechenden Taten, die wir dem erweisen, den wir lieben. Sie sind offenkundig ein Prüfstein für unsere Liebe zu ihm. Immer ist es so, dass gute Taten der Beweis der Liebe sind. Falsch wird es jedoch, wenn man sagt, gute Taten seien nicht nur der Beweis für die Liebe, sondern sie seien ein adäquater Ersatz für sie, wenn man sagen würde, gute Taten seien einfachhin gleichbedeutend mit Liebe und nicht vielmehr ihr Ausfluss und dadurch ein Zeugnis für sie¹¹.

Der zentralen Stelle des ersten Johannesbriefes geht die Feststellung voraus, dass der, der an Christus glaubt, ihn als den Sohn Gottes bekennt bzw. als den Messias, der steht in einer dauernden Gemeinschaft mit Gott. (1 Joh 4, 13 – 15). Dann wird festgestellt, dass die Christen in der Sendung Jesu die Liebe Gottes zu ihnen erkannt und geglaubt haben. Gemeint ist hier ein gläubiges Erkennen. Auf dieser Grundlage des Glaubens kann sich die Liebe aufbauen, empfängt sie doch von dort her ihren Sinn und ihre Verpflichtung, die Irrlehre über Christus muss folgerichtig die Liebe untergraben. Die Liebe verbindet mit Gott, wie der Glaube mit ihm verbindet. Dabei sind der Glaube und die Liebe nicht zwei voneinander unabhängige Voraussetzungen der Verbundenheit mit Gott, vielmehr ist es so, dass der Glaube und die Liebe nicht voneinander zu trennen sind¹². Der Glaube rettet uns, wenn er von der Liebe durchformt ist.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. Dietrich von Hildebrand, Das trojanische Pferd in der Stadt Gottes, Regensburg 1968, 56 f.

¹² Johann Michl, Die Katholischen Briefe (Regensburger Neues Testament, Bd. VIII, 2), Regensburg²1968, 239 f.

Das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe steht im Zentrum des Christentums. In ihm findet das Ethos Jesu seine Zusammenfassung (Mk 12, 28-34; Mt 22, 34-40). Das Doppelgebot ist in dieser Form indessen nicht eine ureigenste Tat Jesu, wie man vielfach gemeint hat. Schon vor Jesus hat man die Gottes- und Nächstenliebe zusammengeordnet. „Das Besondere bei Jesus besteht aber darin, dass er in aller Unerbittlichkeit darauf besteht, dass Gottes- und Nächstenliebe die innersten Triebkräfte in der rechten Befolgung der Einzelgebote sein müssen“¹³. Deshalb ist es falsch zu sagen, das Doppelgebot hebe die einzelnen Gebote auf. Für Jesus gehören die Gottes- und Nächstenliebe untrennbar zusammen. Dabei ist die Nächstenliebe in ihrer unbegrenzten Weite für ihn motiviert durch die allumfassende Liebe Gottes. Sie darf jedoch nicht als eine imaginative Liebe zur Menschheit verstanden werden. Gerade das macht dieses Gebot besonders unangenehm. In dieser Form - in seiner unbegrenzten Weite und in seiner konkreten Gestalt - ist es auch ein christliches Proprium und steht ohne Analogie da im Vergleich mit den Religionen. Daher wurde es von der Jesus-Gemeinde mit Recht als ein neues Gebot empfunden.

Wenn Jesus in dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe die Thora souverän zusammenfasst, beansprucht er, die uneingeschränkte Autorität des Mose und aller übrigen Propheten zu überbieten. Auch sonst erhebt er den Anspruch, unmittelbar den absoluten Willen Gottes zu kennen, zu offenbaren und in seiner Person zu repräsentieren.

Die Nächstenliebe hat für Jesus zunächst ihren Grund darin, dass der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen und ihm ähnlich ist und dass Gott alle Menschen liebt. Wenn Jesus von dem Nächsten spricht, das darf man nicht übersehen, geht es ihm ganz praktisch um den lebendigen konkreten Menschen, um den, der räumlich und begegnungsmäßig ihm nahe ist. Dabei reicht das Gebot der Nächstenliebe für ihn bis zur Feindesliebe. Den Fernsten zu lieben ist leichter, als den Nächsten zu lieben. Der Mensch neigt eher dazu, die Liebe zu deklamieren, als sie im konkreten Alltag zu realisieren. Das weiß Jesus. Daher verkündet er nicht ganz allgemein Mitmenschlichkeit oder Humanität, darum liegt nicht die allgemeine Menschheitsverbrüderung in der Intention seiner Verkündigung - das ist einerseits schwärmerisch und andererseits unverbindlich -, sondern die konkrete Nächstenliebe. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 29-37) erläutert, dass jeweils der der Nächste ist, der sich in Not befindet, also der konkrete Mensch, dass es in der Nächstenliebe also nicht um den Menschen als Idee geht.

¹³ Adolf Kolping, *Fundamentaltheologie II*, Münster 1974, 389.

Kompromisslos fordert Jesus die Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe. Jede Form von Wiedervergeltung und jede Form von Hass lehnt er radikal ab und fordert dabei - konsequenterweise - gar die Feindesliebe. Das ist neu und singular. So etwas gibt es nicht vor dem Christentum und außerhalb seiner. Ganz anders lehrt etwa der Koran, wenn er in der 8. Sure sagt: „Ich werde denjenigen, die ungläubig sind, Schrecken einjagen. Haut (ihnen mit den Schwert) auf den Nacken und schlägt zu auf jeden Finger von ihnen“ (Sure 8, 12).

Es ist interessant, dass der Gedanke der Feindesliebe sich zwar bei den Stoikern im Altertum sowie im Brahmanismus und Buddhismus, bei Konfuzius ja, sogar auch im Islam nach Mohammed findet, dass sich aber im Christentum die klare und positive Formulierung der Nächstenliebe in ihrer uneingeschränkten Geltung, die Reinheit der Motivation, in der sie gefordert wird, und die letzte Konsequenz dieser Forderung als neu und einzigartig erweisen¹⁴.

Die Nächstenliebe und die Feindesliebe erhalten ihre Motivation durch die allumfassende Liebe Gottes. Das Besondere an der Nächstenliebe, wie Jesus sie fordert, ist, dass sie sich immer auf den konkreten Nächsten richtet, der in Not ist. Das macht sie einerseits un bequem, zeigt aber andererseits auch den nüchternen Realitätssinn dessen, der sie verkündet und fordert¹⁵.

In der Liebe zu Gott all das doppelte Liebesgebot, das im Zentrum des Christentums steht, ist einzigartig in der Geschichte der Religionen, einzigartig ist hier, dass die Liebe zu Gott als erstes und höchstes Gebot verstanden wird und, daraus resultierend, die Liebe zu allen anderen Menschen, die Kinder des gleichen Vaters sind, ins Zentrum der Nachfolge Christi gerückt wird.

Das eigentliche Fundament des zentralen Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe ist für Jesus das Ethos der Wahrhaftigkeit. Für ihn ist der Mensch nicht dazu da, dass er sein Selbst entfaltet, dass er sich auslebt oder dass er sich selbst verwirklicht, sondern dass er Gott dient. Das ist seine entscheidende Aufgabe, die Abwendung von dem eigenen Ich und die Hinwendung zu Gott, sie findet für Jesus ihren tiefsten Ausdruck in der Liebe zum Nächsten. Ihr kommt es im Verständnis Jesu zu, die Gottesliebe gewissermaßen zu ratifizieren.

¹⁴ Joseph Gewiess, Rupert Angermaier, Art. Feindesliebe, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. IV, Freiburg²1960, 60–63.

¹⁵ Adolf Kolping, Fundamentaltheologie II, Münster 1974, 403 f.

Die Wahrhaftigkeit steht im Zentrum der ethischen Forderungen Jesu, die Wahrhaftigkeit vor Gott und vor den Menschen, die absolute Lauterkeit der Gesinnung. Die Wahrhaftigkeit fordert die Abkehr des Menschen von der Ichsucht, die sein Verlangen nach Selbstbehauptung zum Maßstab macht. Darin ist die Forderung der radikalen Sachlichkeit des Menschen angesprochen, die Absage an jede Form von Subjektivität, darin ist aber auch die uneingeschränkte Forderung der Nächstenliebe, genauer der Gottes- und Nächstenliebe, enthalten. Die Nächstenliebe ist dabei nicht abstrakt als Humanität zu verstehen, sondern konkret, was nicht heißt, dass die Humanität nicht im Horizont der Nächstenliebe liegen würde. In der Nächstenliebe geht es um den konkreten Menschen. In diesem Kontext findet der Mensch für Jesus seine Vollendung nicht in der Selbstverwirklichung, sondern in der Hingabe.

Der Egoismus ist das Problem heute, ein Egoismus, der nicht selten gar pathologische Züge annimmt. Dieser Egoismus blockiert die Liebesfähigkeit des Menschen an der Wurzel und bedingt die verschiedenen Formen der Perversion der Liebe in der modernen Gesellschaft sowie die Eskalation einer isolierten und normfreien Sexualität. Von daher ist es geradezu providentiell, dass Papst Benedikt XVI. die Liebe in ihren verschiedenen Formen zum Thema seiner ersten Enzyklika gemacht hat.

In der Zeit vom 24. bis zum 28. Mai fand in diesem Jahr in Marburg ein internationaler Kongress für Psychotherapie und Seelsorge statt. Er stand unter dem Motto „Ich - AG oder – Beziehungs-GmbH“. Auf diesem Kongress wurde die überzogene Selbstbespiegelung des modernen Menschen als eines der Hauptprobleme der Gegenwart bezeichnet. Da hieß es, die in der Reformation gegründete gottgewollte Individualität sei inzwischen durch einen „verheerenden Individualismus“ abgelöst worden. Dieser sei der Hauptfeind von Ehe und Familie, die Familie entwickle sich heute zu einer „Interessensgruppe von Autisten“. Es wurde festgestellt, dass sie sich konträr zu diesem Individualismus, wenn auch nur in kleinen Anfängen, auf die Gemeinschaft hin entwickle. Zwar dominiere nach wie vor der extreme Individualismus, was sich auch in der Tatsache niederschläge, dass immer weniger Menschen bereit seien, dauerhaft Verantwortung für andere zu übernehmen, was sich nicht zuletzt in der hohen Scheidungsrate zeige, aber manche würden heute erkennen, dass dieser Autismus in eine Sackgasse führe, dass er den Menschen krank mache und dass er in keiner Weise der tiefsten Sehnsucht des Menschen entspreche. Mehr und mehr dämmere die Erkenntnis, dass der Mensch im Grunde doch mehr suche als nur das eigene Ich, dass er erst in Beziehungen sich entfalten könne im Hinblick auf seine Identität. Wenn die Kirche der Welt das sage, was sie ohnehin schon wisse und denke, dann gehe es ihr gut,

dann sei sie in Sicherheit. Worauf es jedoch ankomme, das sei das, dass sie vor Gott bestehen könne.

Der erste Johannesbrief beginnt mit einer kurzen Einleitung (1, 1 - 4), in der es um die vier entscheidenden Kennzeichen der urchristlichen Lehre geht¹⁶.

Dann folgt der erste Teil, der den Wandel des Christen in Gott thematisiert (1, 5 - 2, 28). Da geht es zunächst um Gott als die verpflichtende Norm unseres Lebens (1, 5 - 7), sodann um die Vergebung der Sünden (1, 8 - 2, 2), darauf folgt das Thema der wahren Gerechtigkeit (2, 3 - 11), daran schließt sich endlich die Behandlung der Gefahren der Sünde an (2, 12 - 28). Die letzteren sieht der Verfasser zum einen in der Weltliebe (2, 12 - 17), zum anderen im Antichristentum (2, 18 - 28). Das Antichristentum wird da geschildert in seinem Auftreten und in seinem Wesen, und es wird die Gestalt seiner Ablehnung und der Auseinandersetzung mit ihm beschrieben. Das Thema des Antichristentums kehrt dann später im zweiten Teil des Briefes noch einmal wieder (4, 1 - 6).

Der zweite Teil des Briefes, der von Kapitel 2, Vers 29 bis zu Kapitel 5, Vers 20 reicht, hat die Bruderliebe zum Thema. Da wird zunächst festgestellt, dass die Voraussetzung der Bruderliebe die Gnade der Gotteskindschaft ist (2, 29 - 3, 8). Sodann wird ausgeführt, dass die Bewährung der Bruderliebe ein sicheres Kennzeichen der Gotteskindschaft ist (3, 9 - 24). Es folgen dann Ausführungen zum Antichristentum, das als Gegensatz zur Bruderliebe verstanden wird (4, 1 - 6). Sodann wird die christliche Gottesliebe als Beweggrund der Bruderliebe vorgestellt (4, 7 - 5, 3). In einem fünften Abschnitt wird der Glaube an Jesus Christus als Fundament der Bruderliebe behandelt (5, 4 - 13) und in einem sechsten Abschnitt geht es um die Fürbitte als letzte Betätigung der Bruderliebe (5, 14 - 20).

Abgerundet werden die zwei Teile des ersten Johannesbriefes durch eine Schlussmahnung, die sich als Warnung vor dem Götzendienst darstellt (5, 21).

In der Einleitung des Briefes, Kapitel 1, Vers 1 - 4 werden uns vier Kennzeichen der urchristlichen Lehre präsentiert. Mit ihnen setzt sich die echte urchristliche Lehre von der Irrlehre der Gnosis ab. Sie beruht (1) auf der Verkündigung der Apostel, sie vermittelt (2) göttliches Leben, sie ist (3) getragen von einer Gemeinschaft, eben der Kirche, und sie vermittelt (4) als die Teilnahme an der Freude Gottes.

¹⁶ Im Folgenden habe ich mich stark inspirieren lassen von der heute noch sehr empfehlenswerten Schrift: Josef Könn, Glauben und lieben. Bibellessungen über die Johannesbriefe, Einsiedeln 1940, 17 - 188.

Der Brief beginnt mit den Worten: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen haben, was wir geschaut und mit unseren Hände betastet haben, das verkünden wir vom Wort des Lebens“ (1, 1).

Was Johannes schreibt, ist deshalb identisch mit der urchristlichen Lehre, weil er das berichtet, was von Anfang an war. Unter Anfang ist hier nicht wie im Prolog des Johannes-Evangeliums (Joh 1, 1) das zu verstehen, was von Ewigkeit her in Gott existiert, es ist auch nicht der Anfang gemeint, von dem im Buch Genesis bei der Erschaffung der Welt die Rede ist, sondern der Anfang, den Christus mit seinem öffentlichen Wirken gemacht hat, das, was er von Anfang an gelehrt und gesagt hat. Der Verfasser des 1. Johannes-Briefes hebt hier die innere Kontinuität von Christus zu den Aposteln hervor. Diese Kontinuität ist nicht bei den Neuerern aus dem Kreis der Gnosis gegeben, sie wissen nicht und verstehen nicht, was von Anfang an die christliche Lehre war. Sie verdrehen die Urgeschichte der Kirche und zeichnen ein falsches Bild von ihrer Lehre. Sie lesen ihre eigenen Ideen aus dem Urchristentum heraus oder - so kann man auch sagen - in das Urchristentum hinein. Sie machen es so, wie wenn die Marxisten sagen, Christus sei der erste Marxist gewesen, wie es immer wieder vorgekommen ist in neuerer Zeit.

Das, was von Anfang war, kann der Verfasser des ersten Johannes-Briefes berichten, weil er dabei gewesen ist, er berichtet das, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat, denn er ist einer der Zwölf gewesen. Und er verkündigt das Gleiche, das auch die anderen Apostel verkündigt haben. Seine Worte beruhen nicht auf wilder Spekulation und auf bloßen Phantasien, wie das bei der Gnosis der Fall ist. Er und die anderen Apostel haben gehört, was der Herr gelehrt hat, und sie haben seine Worte im Glauben angenommen. - Auf den Glauben kommt es an, er ist das Grundelement der urchristlichen Religion, nicht das Wissen.

Christus hat nicht bloß gelehrt, er war selber die Verkörperung seiner Lehre. Was er ihnen vorgelebt hat, das haben sie gesehen: „... das Leben ist uns erschienen, und wir haben es gesehen und bezeugen und verkünden es ... (1, 2).

Später haben sie das im Heiligen Geist noch vertieft, er hat sie in alle Wahrheit eingeführt und sie an alles erinnert, was Christus gesagt hatte (Joh 14, 26). Somit sind sie Zeugen seiner Lehre und seines Lebens. Vor allem aber haben sie ihn gesehen nach seiner Auferstehung und somit erfahren, dass der Tod ihn nicht überwunden hatte und dass er

infolgedessen auch sie nicht überwinden werde, wenn sie mit dem Überwinder des Todes verbunden blieben.

Wie die ersten Zeugen geglaubt und somit erkannt haben, ist der Glaube auch unser Weg, um zur Erkenntnis zu gelangen. Dieser Glaube darf indessen nicht willkürlich sein, sondern er muss sein Fundament in der Vernunft haben.

Der Katholik glaubt nicht ohne Vernunft. Er weiß, weshalb er Glauben schenkt. Andernfalls wäre der Glaube Willkür.

Jeder Gläubige muss somit vernünftige Gründe für seinen Glauben haben, egal ob er ein schlichter Gläubiger ist oder ob er sich auf höherer Ebene, etwa als Theologe, mit dem Glauben beschäftigt. Immer hat der Glaube sein Fundament in der Erkenntnis, ob der Gläubige tiefer lotet in seinem Glauben oder ob er seinen Glauben auf einfache Weise lebt und bekundet.

Daher können wir einerseits sagen: Wir glauben, um zu erkennen, das heißt: wir glauben, um Erkenntnisse zu gewinnen, die über unsere Vernunft hinausgehen. Andererseits gilt aber auch, dass wir erkennen, um zu glauben. Wenn wir sagen: Wir glauben, um zu erkennen, denken wir an die Inhalte des Glaubens, wenn wir hingegen sagen: wir erkennen, um zu glauben, so denken wir an das Fundament des Glaubens, an die Begründung des Glaubens, die stets im Bereich des Wissens, im Bereich der natürlichen Erkenntnis der menschlichen Vernunft erfolgen muss.

Die Lehre des Apostels vermittelt Erkenntnis, aber nicht nur, sie vermittelt auch, ja, in erster Linie göttliches Leben. In Vers 2 des 1. Kapitels heißt es: „... das Leben ist erschienen, und wir haben es gesehen und bezeugen es und verkündigen euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns offenbar geworden ist“.

In der Verkündigung der Apostel geht es um das göttliche Leben, um die Freundschaft Gottes, die schon in diesem Leben anhebt. Sie ist ein Geschenk Gottes, wir haben es in der Taufe empfangen, seine Vollendung wird es einst finden in der ewigen Gemeinschaft mit Gott, jenseits der Schwelle des Todes.

Um das göttliche Leben geht es in der christlichen Verkündigung, um seine Vermittlung. Nur das kann urchristliche Lehre sein, was göttliches Leben vermittelt. Und es wird vermittelt durch den Gottmenschen, der uns als das Leben erschienen ist.

„Das Leben ist uns erschienen“ heißt es hier (1, 2). Diese Aussage hat eine Spitze gegen die Gnosis. Diese behauptete nämlich, ein Gottmensch sei unmöglich, weil sich die Gottheit, das absolut Geistige, nicht mit einem Menschen, der einen Leib habe und damit der Körperwelt angehöre, verbinden könnte. Demgegenüber wird immer wieder im Neuen Testament, nicht nur hier, gesagt, dass das Heil sichtbare Gestalt angenommen hat.

Bei dem Kirchenschriftsteller Tertullian (+ vor 220 n. Chr.) begegnet uns das geflügelte Wort „caro cardo salutis“, das heißt: „das Fleisch ist der Angelpunkt des Heiles“. Es geht hier um das inkarnatorische Prinzip als ein bedeutendes Strukturprinzip eines authentischen Christentums, das nicht nur durch die Gnostiker in alter Zeit in Frage gestellt wurde, sondern auch durch die Reformatoren im Mittelalter und heute wiederum durch die moderne Gnosis in Frage gestellt wird. Das Gegenteil des inkarnatorischen Prinzips ist der Spiritualismus. Er missachtet und beargwöhnt alles Materielle und überbewertet das Geistige.

In der Gnosis wurde in alter Zeit entweder die Menschwerdung Gottes als solche geleugnet und Jesus von Nazareth als reiner Mensch angesehen, oder man sprach von einer Menschwerdung Gottes zum Schein, man erklärte, in Jesus von Nazareth habe der göttliche Logos nur einen Scheinleib angenommen. Im einen Fall war also Jesus von Nazareth, der Stifter des Christentums, nur ein Mensch, im anderen Fall war nur Gott. Heute würde man das Geheimnis des menschengewordenen Gottessohnes eher auf die Menschheit hin verkürzen als die Gottheit hin, oder man würde sagen, er war ein Mensch, in dem Gott in besonderer Weise wirksam geworden ist.

Das, was Christus uns gebracht hat, das göttliche Leben, ist die Wiederherstellung der Ursprungsgerechtigkeit, die durch die Ursünde verloren gegangen war. Die Ursprungsgerechtigkeit aber ist eine übernatürliche Erhebung des Menschen. Diese ging verloren durch die Ursünde, wurde aber durch die Erlösung wieder hergestellt. Im 2. Petrus-Brief lesen wir im Blick auf die Erlösung: Gott hat den Menschen vergöttlicht, ihn seiner Natur teilhaftig gemacht (2 Petr 1, 4). Wir nennen diese übernatürliche Erhebung auch die heiligmachende Gnade. Sie vermittelt uns die Gnade der Kindschaft Gottes. Durch sie werden wir Söhne

und Töchter Gottes, nicht nur in einem juristischen Sinne, nicht nur durch Adoption, sondern wesenhaft oder seinshaft.

Die Wiederherstellung der Ursprungsgerechtigkeit, sie ist das Geschenk der Erlösung. Sie wurde vollzogen durch den Tod und die Auferstehung Jesu. Zugewendet wird sie uns in der heiligen Taufe. Ohne die Taufe und ohne den Glauben gibt es kein Heil für den Menschen, das sagt eindrücklich das Markus-Evangelium im 16. Kapitel, Vers 16. Weil aber Gott das Heil aller Menschen will, weil jedoch nicht alle Menschen mit dem Evangelium konfrontiert werden und darum nicht das Sakrament der Taufe empfangen können, kann der Mensch auf einem außerordentlichen Weg zum Heil gelangen durch die Begierdetaufe in Verbindung mit dem übernatürlichen Glauben, indem er Gott die Antwort gibt auf seine Selbsterschließung, auf seine Offenbarung, die er in diesem Fall dem Einzelnen schenkt. Wie und wo und wann das der Fall ist, das vermögen wir nicht zu sagen. Es muss jedoch zu der Begierdetaufe der übernatürliche Glaube hinzukommen, auch dort, wo man keinen Zugang gefunden hat zum Alten und zum Neuen Testament, weil es nicht möglich ist ohne den übernatürlichen Glauben das Heil zu finden, wie es der Hebräer-Brief ausdrücklich bezeugt: Hebr 11, 6.

Für das Kind, das noch nicht zum Vernunftgebrauch gelangt ist, gibt es keine Begierdetaufe und keine individuelle persönliche Selbstoffenbarung Gottes. Deshalb hat die Kirche von alters her darauf gedrängt, dass die Kinder möglichst früh die Frucht der Erlösung durch das Sakrament der Taufe empfangen. Deshalb galt auch von Anfang an die Überzeugung, dass unmündige Kinder in der Taufe die Gnade der Erlösung empfangen, auch wenn sie noch nicht einen Glaubensakt besitzen können. Das Bekenntnis des Glaubens wird in diesem Fall stellvertretend abgelegt durch die Paten.

Der Kern der christlichen Wirklichkeit ist also das Gnadenleben, die übernatürliche Erhebung des Menschen. Geschenkt wird es dem Einzelnen im Sakrament der Taufe, jedoch nicht unverlierbar, sondern verlierbar. Einerseits kann es verloren gehen, andererseits kann und muss es vertieft und vermehrt werden. Das geschieht dadurch, dass wir uns bemühen, das zu werden, was wir sind, dass die übernatürliche Erhebung unser Leben bestimmt, das Leben in der Gemeinschaft mit Gott, das seinen Ausdruck findet im Gebet und in der öffentlichen Verehrung Gottes im Gottesdienst der Kirche und in der Erfüllung der Gebote Gottes.

Wenn das göttliche Leben verloren geht, und es geht verloren durch die schwere Sünde, die wir deshalb auch als Todsünde bezeichnen, gibt es dank der Gnade Gottes die Möglichkeit, die Taufgnade aufs Neue zu erlangen. Diese Möglichkeit bietet das Sakrament der Buße, das Augustinus (+ 430 n. Chr.) sinnvoller Weise als die zweite mühsame Taufe bezeichnet hat oder als die rettende Planke nach dem Schiffbruch.

Die entscheidende Aufgabe des christlichen Lebens ist die, dass wir das Gnadenleben bewahren und vertiefen. Das aber geschieht, wenn wir in der Gemeinschaft mit Christus leben, die uns immer neu geschenkt wird durch die Gemeinschaft mit der Kirche. Das ist gemeint, wenn es im 3. Vers in unserem Brief heißt: „Was wir gesehen und gehört haben, verkündigen wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt. Und die Gemeinschaft mit uns ist eine Gemeinschaft mit dem Vater und seinem Sohn Jesus Christus“.

Die Gemeinschaft mit der Kirche vermittelt die Gemeinschaft mit Christus, die Gemeinschaft mit Christus aber vermittelt die Gemeinschaft mit Gott, dem Vater, und mit den drei göttlichen Personen.

Wir können das Gnadenleben auch als Einwohnung des dreifaltigen Gottes in der Seele des Gerechtfertigten beschreiben. Auch davon ist immer wieder im Neuen Testament die Rede, wir sind Tempel des dreifaltigen Gottes und zugleich Tempel des Heiligen Geistes. Und Paulus beschreibt diese Wirklichkeit immer wieder mit dem „Sein in Christus“.

Die Kirche ist der fortlebende Christus. Wer die Gemeinschaft mit dem fortlebenden Christus aufgibt, verliert auch die Gemeinschaft mit dem himmlischen Christus und mit dem Vater. Der heilige Cyprian (+ 254 n. Chr.) schreibt. „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat“.

In Vers 4 erklärt Johannes, dass die Frucht und Wirkung der urchristlichen Verkündigung die Teilnahme an der Freude Gottes ist. Die christliche Verkündigung versteht sich von Anfang an als euangelion, als frohe Botschaft. Im Johannesevangelium erklärt Jesus: „Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben ... Das sage ich euch, damit meine Freude in euch sei und damit eure Freude vollkommen werde“ (Joh 15, 10).

Von Anfang an ist die Botschaft der Kirche eine Botschaft der Freude, weil sie die Liebe verkündet, die Liebe Gottes zu den Menschen, die Liebe der Menschen zu Gott und die Liebe der Menschen untereinander. Es gibt keine Freude ohne die Liebe, ohne die Liebe

und die Wahrheit, geheuchelte Liebe ist ein Zerrbild der Liebe, sie kann nicht zur Freude führen. Deswegen macht uns die Liebe froh, und es gibt keine Freude ohne die Liebe, weil sie uns Gemeinschaft schenkt. Wie die Liebe uns Gemeinschaft schenkt und uns froh macht, so führt uns der Hass in die Isolation und in die Traurigkeit.

Immer muss der Glaube uns froh machen. Wenn das nicht der Fall ist, haben wir ihn uns nicht zu Eigen gemacht, oder wir haben ihn nicht recht verstanden.

Ein bedeutsames Element der Freude des Christen ist das beglückende Bewusstsein der Gotteskindschaft, worin uns die Teilnahme am übernatürlichen Leben Gottes geschenkt wurde. Es geht hier um das Bewusstsein der Erlösung, worin unsere Ursprungsgerechtigkeit wiederhergestellt wurde.

Die christliche Freude gründet letztlich in dem entschlossenen Bemühen darum, dass wir dem Adel gerecht werden, den wir durch Gottes Liebe erlangt haben.

Im ersten Teil unseres Briefes geht es um den Wandel in Gott (1, 5 - 2, 28). Der zweite Teil beschäftigt sich dann mit dem Doppelgebot der Gottes- und der Nächstenliebe und seiner Bedeutung für die Gemeinde Gottes (2, 29 - 5, 20).

Am Beginn des ersten Teils unseres Briefes, in dem es, wie gesagt, um den Wandel in Gott geht, stellt uns der Apostel Gott vor als die verpflichtende Norm unseres Lebens (1, 5 - 7).

Da heißt es dann: „Das ist die Botschaft, die wir von ihm vernommen haben und euch verkündigen: Gott ist Licht, und Finsternis in ihm nicht (Vers 5). Wenn wir sagen: Wir stehen in Gemeinschaft mit ihm, aber in der Finsternis wandeln, so lügen wir und handeln nicht nach der Wahrheit (Vers 6). Wenn wir aber im Licht wandeln, gleichwie auch er im Licht ist, so stehen wir miteinander in Gemeinschaft und das Blut Jesu, seines Sohnes macht uns rein von aller Sünde (Vers 7)“.

Vers 5 beleuchtet den christlichen Gottesbegriff, Vers 6 den Wandel in der Finsternis und Vers 7 den Wandel im Licht. Dazu einige Anmerkungen.

Zunächst zum christlichen Gottesbegriff: Der Gottesbegriff des Johannes beruht nicht auf persönlichen Erwägungen und Spekulationen, wie das bei der Lehre der Gnosis der Fall ist. Er lehrt die Botschaft, die Christus gebracht hat: „Das ist die Botschaft, die wir von ihm

vernommen haben und euch verkündigen: Gott ist Licht, und Finsternis gibt es nicht in ihm“ (1, 5).

Gleich am Anfang unseres Briefes begegnet uns die bildliche Verwendung des Gegensatzpaares „Licht und Finsternis“. Ich sprach davon bereits bei den allgemeinen Bemerkungen zum Inhalt dieses Briefes, bei den einleitenden Vorbemerkungen. Die bildliche Verwendung des Gegensatzpaares „Licht und Finsternis“ begegnet uns auch sonst immer wieder in unserem Brief wie auch im Johannes-Evangelium. Sie ist genuin biblisch. Immer wieder ist die Rede von diesem Gegensatzpaar, im Alten wie auch im Neuen Testament, besonders in den Johanneischen Schriften. Diese Bildrede kommt aus der Erfahrung von Tag und Nacht.

Die Helle des Tages, der Sonnenschein werden da zum Sinnbild des Glücks, des Lebens sowie der Erkenntnis der Dinge und schließlich auch der guten Welt Gottes und des zukünftigen Heiles. Die Finsternis oder die Nacht werden demgegenüber zum Symbol des Unglücks, des Todes und der Unfähigkeit, sich zurechtzufinden in dieser Welt, ja, sie werden zum Symbol der bösen Welt Satans, sie werden zum Symbol der Sünde und der zukünftigen Strafe.

Schon das Alte Testament nennt Gott das Licht und bezeichnet das Licht als den Besitz Gottes. Das ist auch eine Grunderkenntnis des Neuen Testamentes (vgl. Jes 10, 17; Ps 4, 7; 1 Tim 6, 16; Jak 1, 17). Damit wird gesagt, dass Gott das höchste Gut ist und dass der Mensch bei ihm sein Heil finden kann. Gemäß Ps 119, 105 ist Gott Licht für den Menschen in seiner Offenbarung, sofern er ihm darin den rechten Weg weist. Im Johannes-Evangelium wird Christus mit dem Licht identifiziert, programmatisch. Auch da ist in erster Linie an die Führung auf dem Weg zum Heil zu denken. Christus führt uns zum Heil, gleichzeitig aber ist er schon das Heil in seiner Person, denn wer ihn findet, der findet das ewige Leben (Joh 3, 16. 18. 36).

Wenn es in unserem Brief heißt: „Gott ist Licht und Finsternis ist nicht in ihm“ (1, 5), so bringt das die seinshafte Erhabenheit Gottes und seine Heiligkeit zum Ausdruck, so besagt das, dass er keine Berührung hat mit der Sünde. Wie Gott „im Licht ist“, so müssen auch die Christen als die „Kinder Gottes“ (3, 1) „im Lichte leben“ (1, 7) und „im Lichte bleiben“ (2, 10). Sie dürfen von sich sagen, dass sie „im Licht sind“ (2, 9), wenn sie nach der Wahrheit leben (1, 6), also nach der in der Christus gegebenen Offenbarung Gottes. Das „Leben nach der Wahrheit“ verlangt auch die Bruderliebe (2, 9 f), die nach außen bekundet, dass der Christ wirklich „im Licht“ ist.

Allzu leicht gibt es hier, daran erinnert uns unser Brief, die Möglichkeit einer Selbsttäuschung. Ein Christ lebt nämlich noch „in der Finsternis“ (1, 6; vgl. 2, 11), er ist noch „in der Finsternis“ (2, 9. 11), wenn er den Glaubensbruder nicht in der rechten Weise liebt (3, 9 - 11) oder wenn er sich sonstwie nicht nach der Lehre Gottes richtet (1, 6). Mit dem Kommen Gottes in die Welt bricht, so sagt es unser Brief, die Zeit des „wahren Lichtes“ an, vergeht die Finsternis (2, 8).

Sie, die Finsternis ist der Machtbereich des sittlich Bösen, des Gottwidrigen, der Sünde. In der Finsternis sein oder leben bedeutet darum so viel wie sündigen. Umgekehrt ist die Welt Gottes mit all ihren beglückenden Gaben sittlicher und religiöser Vortrefflichkeit identisch mit dem Licht. Dieser Welt des Lichtes gehört man an, wenn man im Glauben lebt und ihn zur Richtschnur seines Handelns macht, wenn man also den Willen Gottes erfüllt und die Sünde meidet.

Wer „im Licht“ bleibt, der stößt nicht an, so sagt es der 1. Johannesbrief (2, 10). Umgekehrt findet der, der „in der Finsternis“ lebt, nicht den Weg, der vor Gott recht ist, weil „die Finsternis seine Augen blind gemacht hat“ (2, 11). In diesen Feststellungen erkennen wir den Ursprung der Redeweise vom Licht und von der Finsternis in der Heiligen Schrift. Er liegt in der elementaren Erfahrung des Tages und seines Gegensatzes, der Nacht.

Von Kapitel 2, Vers 12 an redet der unser Brief nicht mehr von „Licht“ und „Finsternis“, sondern von „Leben“ und „Tod“. Von diesem Gegensatzpaar ist allerdings auch schon früher die Rede, allerdings nur einmal, nämlich in der Einleitung unseres Briefes (1, 1 f). Die Ablösung des Gegensatzpaares „Licht und Finsternis“ durch das Gegensatzpaar „Leben und Tod“ erinnert uns daran, dass die Teilhabe am „Licht“ oder an der „Finsternis“ Ewigkeitsbedeutung hat für uns¹⁷.

Wenn Johannes in Vers 5 von der Botschaft spricht, die wir vernommen haben („das ist die Botschaft, die wir von ihm vernommen haben und euch verkünden: Gott ist Licht, und Finsternis gibt es nicht in ihm“), betont er damit, dass er nicht allein als Zeuge dasteht, dass die anderen Apostel und alle christlichen Gemeinden sagen das Gleiche sagen. Es handelt sich dabei nicht um eine menschliche Botschaft, stammt sie doch von Gott oder von Christus.

¹⁷ Johann Michl, Die katholischen Briefe (Regensburger Neues Testament, hrsg. von Otto Kuss, Bd. VIII., 2: Die Katholischen Briefe), Regensburg²1968, 204-206.

Johannes sagt: Wir haben die Botschaft von ihm vernommen. Dieser Er ist Christus, der so sehr die Erfüllung seines Lebens und die Liebe seines Herzens ist, dass er seinen Namen nicht zu nennen braucht und vielleicht auch aus Ehrfurcht nicht nennen möchte.

Der Inhalt seiner Botschaft ist - auf eine kurze Formel gebracht - der: Gott ist Licht. Schon im Alten Testament wird Gott mit dem Licht verglichen. In der Feuersäule zieht er vor dem Volk in der Wüste einher. Unter Blitz und Donner gibt er das Gesetz auf dem Berg Sinai. Im Buch Jesus Sirach wird er der Gott des Lichtes genannt (Sir 46, 18) und Jesaja ruft mit Begeisterung aus: „Jerusalem, werde Licht, denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn leuchtet auf über dir. Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker, über dir aber geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erstrahlt in dir“ (Jes 60, 1 f).

Immer wieder wird Gott schon im Alten Testament mit dem Licht verglichen. Seine Offenbarungen gleichen den Wirkungen des Lichtes. Es gibt deshalb kein passenderes Bild für das Wesen Gottes als das Licht, weil es von allen körperlichen Gebilden der Schöpfung am wenigsten materiell ist.

Das Wesen Gottes ist Licht, weil Gott die Verkörperung der Wahrheit und der Liebe ist. Mit absoluter Klarheit und ohne Irrtum und ohne Unsicherheit erfasst Gott die unendliche Wahrheit, die in seinem Wesen gegeben ist. Und sein Wollen ist nichts anderes als die Bejahung dieser Wahrheit, damit aber nichts anderes als Liebe und Güte. Gott ist nicht nur gut, er kann auch nicht anders als gut sein. In diesem Punkt haben die Gnostiker Recht, wenn sie sagen, dass das Böse seinen Ursprung nicht in Gott haben kann. Das ist das Körnchen Wahrheit in der Lehre der Gegner, das Johannes voll und ganz anerkennt. Sie täuschen sich jedoch, die Gnostiker, wenn sie im Bösen ein eigenes Prinzip sehen unabhängig von Gott. Wir wissen durch die Offenbarung Gottes, dass das Böse aus dem Sündenfall der Engel hervorgegangen ist, dass aus ihm der Teufel und die bösen Engel hervorgegangen sind.

Johannes betont, dass Gott so sehr Licht ist, dass es keine Finsternis in ihm gibt, dass sich diese im Reich des Widersachers Gottes, des Teufels, findet.

Johannes stellt diesen klaren Gottesbegriff an die Spitze seines Mahnschreibens. Das ist sehr sachgemäß, denn das ganze Christentum eines Menschen hängt an seinem Gottesbegriff. Wenn seine Vorstellung von Gott falsch ist oder irrig, dann geht die sieghafte Einstellung zu den Fragen des Lebens verloren und für die Stunden der Entscheidung ist dann

keine sittliche Kraft mehr da, die Religion wird dann zum Gefühl und übt auf das praktische Leben keinen bestimmenden Einfluss mehr aus.

Daher müssen wir uns fragen: Wie steht es um meinen Gottesbegriff? Ist er hell und klar und licht? Oder ist er umdunkelt von Zweifeln und von Nichtverstehen? Finde ich in meinem Gottesbegriff Manches, was mir unbegreiflich, hart und ungerecht vorkommt? Als Kinder hatten wir einen kindlichen Gottesbegriff. Als Erwachsene müssen wir einen entwickelten Gottesbegriff haben, damit er nicht bei ernstesten Schwierigkeiten zusammenbricht. Der Gottesbegriff muss mit unserer seelischen Entwicklung wachsen. Das kann aber nur geschehen, wenn wir nachdenken über Gott durch Studieren, Lesen, Fragen und Grübeln, durch religiöse Gespräche und vor allem durch Beten und Betrachten, indem wir eindringen in die Welt Gottes und ihn bitten um den Geist der Weisheit und des Verstandes. Sehr bedeutsam ist hier auch, dass wir uns in rechter Weise auseinandersetzen mit den bitteren Erfahrungen des Lebens, die aus Leid und Kreuz, aus Sünde und Leidenschaft erwachsen. Das Leid, das mich an Gott irre machen will, muss ich dann im Gebet, vor allem aber im Empfang der Sakramente, hier wiederum besonders im Empfang der heiligen Kommunion, in das Licht des Glaubens rücken. Ich muss lernen, meinen Ärger und Verdruss mit übernatürlichen Augen zu betrachten. Gerade die harten Stunden meines Lebens haben im Plan Gottes eine besondere Bedeutung. Diese erkennen wir vor allem in der Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu, speziell auch wenn wir den Kreuzweg gehen oder uns der Schmerzensmutter zuwenden.

Verdunkelt wird der Gottesbegriff auch durch die Sünde und durch die Leidenschaft. Immer wieder möchte das sündige Begehren sich uns als rechtens aufdrängen. Immer wieder möchte uns die Versuchung das übernatürliche Leben streitig machen, uns den Verzicht und die Entsagung ausreden. Da müssen wir tief nachdenken und innig beten, um uns zu der Überzeugung durchzuringen, dass das Gesetz Gottes sich notwendig aus seinem Wesen ergibt, dass Gott uns, wenn wir ihm gehorsam sind, niemals etwas nimmt, dass er uns vielmehr immer etwas geben will.

„Wenn wir sagen, wir stehen in Gemeinschaft mit ihm, aber in der Finsternis wandeln, so lügen wir und handeln nicht nach der Wahrheit“ (1,6).

Die Erkenntnis des Menschen strebt natürlicherweise dahin, die Dinge zu erkennen, wie sie sind. Als erkennendes Wesen hat der Mensch keinerlei Interesse am Irrtum, den Irrtum sucht er nicht, er verfällt ihm gegebenenfalls, aber wollen kann er ihn nicht. Wenn der

Mensch dem Irrtum verfällt, geschieht das deshalb, weil der Irrtum sich oftmals sehr nahe bei der Wahrheit findet, weil er oftmals nicht leicht von der Wahrheit zu unterscheiden ist. Zudem ist es so, dass in jedem Irrtum ein Bruchstück von Wahrheit steckt. Außerdem setzt der Irrtum sich stets die Wahrheit als Maske auf, verbirgt er sich stets hinter der Wahrheit, tritt er stets auf mit dem Anspruch, die Wahrheit zu sein, ja, stets gibt der Irrtum sich als Wahrheit aus. Täte er das nicht, so würde er nicht ernst genommen. Die reine Lüge kann den Geist des Menschen nicht anlocken. Am reinen Irrtum und an der reinen Lüge ist niemand interessiert.

Also: Einerseits trägt der Irrtum stets die Maske der Wahrheit, erhebt er stets den Anspruch, die Wahrheit zu sein, und andererseits enthält jeder Irrtum einen Splitter der Wahrheit. Das ist der Grund, weshalb der Irrtum so vielfältig ist und so oft Einfluss gewinnt auf die Menschen.

Stets hat der Irrtum eine gewisse Attraktivität. Diese verdankt er der Tatsache, dass er stets einem bestimmten Zeitbedürfnis entspricht, dass er stets im Augenblick modern ist und dass er sich stets der Propagandamethoden der Zeit bedient. Tatsächlich beruft der Irrtum sich gern auf die Modernität seiner angeblichen Wahrheit und bezeichnet die wirkliche Wahrheit als veraltet, um jedoch schon bald die Kurzlebigkeit des Irrtums zu erfahren: Der eine Irrtum stirbt ab, um dem entgegengesetzten Platz zu machen, der seinerseits in gleicher Weise die Wahrheit als veraltet und überlebt diskreditiert, bis er selber wieder den Lebensodem aushaucht und verschwindet und einer neuen Falschheit den Platz räumt.

Also: Die Irrtümer sind kurzlebig und lösen in kürzester Zeit einander ab. Vor allem aber tragen sie stets das Stigma der Anmaßung. Die Anmaßung gehört zum Irrtum. Diesen Gedanken greift Thomas von Aquin (+ 1274) auf, wenn er sagt: „Die Anmaßung ist die Mutter des Irrtums. Dann ist sie naturgemäß auch seine Gefährtin“. Bei keinem Geringeren als dem Dichter Johann Wolfgang von Goethe (+ 1832) lesen wir: „Die Wahrheit widerstrebt unserer Natur, der Irrtum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: Die Wahrheit fordert, dass wir uns begrenzt erkennen sollen, der Irrtum schmeichelt uns, wir seien auf die eine oder andere Weise unbegrenzt“.

Es kommt hinzu, dass die Wahrheit immer wieder als zu simpel erscheint. Daher ist die Demut die beste Vorbereitung für die Erkenntnis der Wahrheit und zugleich die beste Prophylaxe gegenüber den Verlockungen des Irrtums, schon im natürlichen Bereich. Diese Erfahrung hat bereits der Kirchenvater Irenäus von Lyon (+ 202) gemacht, wenn er in

seinem Hauptwerk „Gegen die Häresien“ schreibt, viele Irrtümer hätten ihren Grund darin, dass den Menschen die Wahrheit zu simpel und zu einfach vorkomme¹⁸. Daher macht bereits im natürlichen Lebensbereich die Suche nach der Wahrheit die Demut des Geistes erforderlich, in der man nicht den eigenen Einstellungen folgt, sondern der Wirklichkeit nachgeht, sich an die wahre Natur der Dinge anpasst, sich öffnet für die Wirklichkeit, wie sie sich darstellt und alle persönlichen Interessen und Vorurteile ablegt. Deshalb sind Sachgemäßheit, Sachlichkeit, Selbstkontrolle und Selbstverleugnung, Wachsamkeit gegenüber Vorurteilen und gegenüber Propaganda-Parolen, aber auch gegenüber dem vielleicht latenten Streben, sich persönliche Vorteile zu verschaffen, wichtige Voraussetzungen für die Wahrheitserkenntnis. Man muss die Wahrheit lieben, um sie zu finden, man muss sie mehr lieben als die Sophistik des Alltagslebens, als die Trugbilder des praktischen Nutzens, als die Lügen der Macht und des Erfolges.

Ohne demütige Wahrheitsliebe kann es zwar Gelehrsamkeit und Faktenwissen geben, manchmal in einem geradezu erstaunlichen Maß, nicht aber ganzheitliches Wissen oder Weisheit, die nach Aristoteles die höchste aller Tugenden ist.

Wenn schon die Erkenntnis der Wahrheit im weltimmanenten Bereich die Demut zur Voraussetzung hat, so gilt das in weit größerem Maß für die Erkenntnis der Wahrheit des Glaubens, der es mit den welttranszendenten Wirklichkeiten zu tun hat. Die spezifische Versuchung ist hier jene, dass man die göttlichen Geheimnisse mit oder an dem eigenen Verstand messen will. Der Franziskanertheologe Bonaventura (+ 1274) schreibt: „... alle falschen und abergläubischen Erfindungen der Irrtümer aber kommen entweder aus einer gottlosen oder vorlauten Philosophie oder aus einer verdorbenen Einsicht in die Schrift oder aus der ungeordneten Begierde des Fleisches, also aus der Sünde“¹⁹.

Die Religion wird zu bloßem Gerede ohne einen klaren Gottesbegriff. Dann sprechen die Menschen viel von ihrer Gemeinschaft mit Gott, in Wirklichkeit ist sie jedoch in keiner Weise gegeben.

Gerade die Gegner des Johannes, die Gnostiker, machten unendlich viele Worte über ihre „Religion“. Das gnostische Schrifttum der ersten Jahrhunderte ist äußerst umfangreich. So erleben wir es auch heute. Da, wo das Christentum verblasst ist, wo es keine Kraft mehr

¹⁸ Irenäus von Lyon, *Adversus haereses*, liber. III cap. 24, 2; vgl. Eduard Stakemeier, *Die göttliche Wahrheit und menschliches Irren. Kleine Apologie des katholischen Glaubens*, Paderborn 1948, 45 f.

¹⁹ Bonaventura, III. Sent. dist. 23, a. 1, q. 4, ad 4. Ed. min. S. 369; Opera omnia, t. III p. 472.

hat, wo es das Leben nicht mehr bestimmt, da wird es oft zerredet. Denken wir nur einmal an die Theologie, wie sie heute an den Hochschulen vermittelt wird. Da verbirgt vielfach eine Theologie ohne Glauben ihren Unglauben hinter endloser Redseligkeit, hinter Kaskaden von Worten. Immer wieder machen wir die Erfahrung, dass die Menschen am lautesten von dem reden, was sie am wenigsten besitzen. Der Kranke spricht am meisten von der Gesundheit, der Furchtsame spricht am meisten von der Tapferkeit, der Schuldige spricht am meisten von der Unschuld, der Lügner spricht am meisten von der Wahrhaftigkeit.

Die Kehrseite des Wandels in der Gemeinschaft mit Gott ist der Wandel in der Finsternis. „Wenn wir sagen, dass wir Gemeinschaft mit ihm haben und in der Finsternis wandeln, dann lügen wir und tun nicht die Wahrheit“ (Vers 6).

Der Mensch wandelt in der Finsternis, wenn er nicht mehr im Lichte Gottes lebt. Dann ist die Wahrheit nicht mehr die Richtschnur seines Handelns, dann ist Gott nicht mehr der Maßstab, nach dem er bestimmt, was gut und richtig ist, sondern das eigene Ich, die eigenen Wünsche und die eigenen Interessen sind dann der Maßstab seines Tuns und seines Lassens. Der Mensch tut dann oder erklärt dann als gut, was ihm nützt und was ihm gefällt. Schlecht ist dann für ihn das, was ihn stört und in seinen Wünschen behindert. Er wendet sich ab von der in Gott gegebenen Wahrheit und von der aus Gott geborenen Liebe. Es ist die Selbstsucht, die dann sein Leben bestimmt.

Wenn wir uns aber abwenden von der Wahrheit, dann wird unser Leben zu einer fortgesetzten Lüge. Anerkennt der Mensch die Wahrheit, die er in seinem Verstand vorfindet - der Verstand des Menschen ist Licht vom ewigen Licht - nicht mehr als die maßgebende Norm seines Lebens, setzt er stattdessen das eigene Ich an ihre Stelle mit seinen Ansprüchen und Interessen, dann wird sein Leben zu einer Lüge. Lüge und Irrtum werden dann das Gesetz seines Handelns. Dabei können wir uns so der Lüge überlassen und auch dem Irrtum, dass wir das eine wie das andere nicht einmal mehr erkennen. Wir haben die Wahrheit verlassen, verraten. Theoretisch wollen wir dann möglicherweise noch das Wahre und Gute festhalten, praktisch sieht dann jedoch ganz anders aus.

Ich denke, hier liegt auch ein bedeutendes Problem der Kirche der Gegenwart. Diejenigen, die ein Amt in der Kirche haben, stellen dieses oft in den Dienst in ihrer eigenen Ideen oder Meinungen oder Interessen. So entsteht eine Vielfalt der Meinungen. Hochtrabend spricht man dabei gern von einem notwendigen Pluralismus, der erst der Komplexität der

Wirklichkeit gerecht werde. Die Folge davon ist eine weitgehende Desorientierung im katholischen Volk im Hinblick auf den Glauben wie auch auf die Moral.

Vielfach sind sie dann noch bemüht, theoretisch am Wahren und Guten festzuhalten, es gelingt ihnen aber nicht, von daher ihr Leben zu gestalten. Wie aber will man das Wahre und Gute vermitteln, wenn man es selber nicht lebt? Ich kann nicht etwas von anderen fordern, was ich nicht von mir selber fordere. Das gilt heute vor allem auch für die Eltern und die Erzieher.

Unser Glaubensleben wird auf jeden Fall zu einer Lüge, wenn unseren Worten keine Taten folgen.

Vers 7 lautet: „Wenn wir aber im Lichte wandeln, gleichwie auch er im Lichte ist, so stehen wir miteinander in Gemeinschaft, und das Blut Jesu seines Sohnes macht uns rein von aller Sünde“.

Gott ist Licht, in diesem Licht sollen wir wandeln. Wer wandelt, der hält sich auf, er verweilt, er bleibt wenigstens eine Zeit lang. Wenn ich im Lichte wandle, so bedeutet das, dass ich mich mit Gottes Wahrheit und Güte befasse, nachdenke über sie, sie betrachte, sie auf mich wirken lasse, ihren Gehalt mir möglichst zu eigen mache, so bedeutet das, dass ich wenigstens einen Gedanken, den ich beim Überlegen oder Betrachten gefunden habe, den Tag über festzuhalten suche. Dadurch entsteht eine innere Verbindung der Seele mit Gott, die nach und nach zu einer Grundeinstellung auswächst.

Wandeln im Licht ist nicht etwas Zufälliges. Wenn der Mensch wandelt, verfolgt er einen Zweck. Er will sich erholen oder erbauen oder erfrischen. Von daher ist der Wandel im Lichte zielbewusste Beschäftigung mit Gott. Dabei arbeiten der Wille und der Verstand zusammen: Der Mensch erfasst und begreift und sucht das Erfasste und Begriffene in die Tat umzusetzen, und er überlegt, wie und wo das möglich ist. Auf diese Weise wird die Grundeinstellung, die aus dem Denken kommt, zu einer Grundhaltung, die das Wollen trägt und bestimmt.

Wandeln ist etwas Anderes als Wandern. Wandeln ist leicht und schön und erquickend, während Wandern mühsam werden und Schweiß und Anstrengung erfordern kann. Das Wandeln erinnert hier an das Wort Christi: „Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht.“

Nicht der Weg der Wahrheit und des Guten ist schwer und hart im Leben, sondern der Weg der Sünde. Diese Erkenntnis und diese Überzeugung müssen wir aber erst einmal gewinnen. Sie gewinnen wir, wenn wir im Lichte Gottes wandeln.

Wir wandeln im Licht oder wir sollen im Licht, im Licht Gottes, wandeln. Für Gott aber gibt es keinen Wandel im Licht. Er selber ist das Licht. Sein Wesen ist Licht. In ihm sind Sein und Erkennen und Wollen ein und dasselbe. Er ist zugleich erkennendes und wollendes Sein. Darum besitzt er nicht die Wahrheit und das Gute, sondern ist er die Wahrheit und das Gute.

In der Taufe hat Gott uns zu diesem seinem göttlichen Sein erhoben, wir wurden in der Taufe der göttlichen Natur teilhaftig (2 Petr 1, 4), Kinder Gottes wurden wir, Söhne und Töchter Gottes. Die Teilhabe an der göttlichen Natur pflegen wir als die heiligmachende Gnade zu bezeichnen. Durch sie wurden wir befähigt, zur ewigen Anschauung Gottes zu gelangen. Um diese Wirklichkeit zum Ausdruck zu bringen, sagt Jesus einmal im Johannes-Evangelium: „Ihr seid Götter“ (Joh 10, 34). Das göttliche Leben ordnet uns hin auf die Anschauung Gottes. Es ist jedoch nicht ein unverlierbarer Besitz. Durch die schwere Sünde verlieren wir es wieder. Von daher gesehen ist die Bewahrung und die Vertiefung der heiligmachenden Gnade die entscheidende Aufgabe unseres Lebens. Die Bewahrung und Vertiefung der heiligmachenden Gnade, des göttlichen Lebens, aber vollziehen wir dann, wenn wir das werden, was wir sind. Bei Gott sind das Sein und das Handeln identisch, nicht jedoch bei uns. Unser Bemühen muss dahin gehen, dass Sein und Handeln in unserem Leben immer mehr zu einer Einheit werden, gleichsam immer mehr identisch werden, wie sie in Gott identisch sind.

Der Wandel im Lichte bringt uns die Gemeinschaft mit Gott. Er bringt uns aber auch die Gemeinschaft miteinander. Die Gemeinschaft mit Gott führt uns zur Gemeinschaft miteinander und die Gemeinschaft miteinander führt uns zur Gemeinschaft mit Gott. Wenn wir im Lichte Gottes wandeln, streben wir mit aller Kraft danach, ehrlich und aufrichtig zu sein, der Wahrheit zu dienen, nicht dem Schein, und das Gutsein Gottes zu verkörpern. Dann werden viele unsere Gemeinschaft suchen, denn viele sehnen sich nach der Gemeinschaft mit Menschen, die sich um selbstlose und verstehende Güte bemühen. Was die Gemeinschaft stört - und die Gemeinschaft hat Seltenheitswert erhalten in unserer Zeit, in der Profangesellschaft wie auch in der Kirche -, das ist der Egoismus, die Monomanie vieler unserer Zeitgenossen. Sie ist die Folge der Abwendung von Gott. Da gibt es nur ein wirksames Heilmittel, nämlich die gläubige Hinwendung zu Gott. Durch die Gottesliebe

lernen wir die Nächstenliebe, denn das entscheidende Motiv der christlichen Nächstenliebe ist ja Gott, der uns und alle Menschen zuerst geliebt hat.

Der Wandel im Lichte Gottes schenkt uns die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen, weil er uns zum Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe führt.

Wenn wir uns dabei dennoch verfehlen - davon spricht der 7. Vers des 1. Kapitels des unseres Briefes -, werden wir gereinigt durch das Blut Jesu, sooft wir uns reumütig und ehrlich an ihn wenden.

Niemand ist vollkommen. Aber jeder ist berufen, mit der Gnade Jesu Christi vollkommen zu werden. Das geschieht dadurch, dass wir gewissenhaft auf unsere Fehler achten, sie immer wieder unter das Bußgericht stellen und eine wahrhaft christliche Grundhaltung pflegen, eine Gesinnung, die unserem Glauben entspricht. Unsere Fehler und Schwächen sollen uns nicht mutlos und verdrossen machen, sondern ein Ansporn sein, dass wir umso inniger Christus suchen, indem wir regelmäßig das Bußsakrament empfangen. Die Bußfeier oder die Bußandacht sind da kein Ersatz, sie haben nicht einen sakramentalen Charakter. Das zu betonen ist heute geboten, denn dank einer fragwürdigen Verkündigung wird die Bußandacht oder die Bußfeier heute nicht selten neben das Bußsakrament gestellt.

Im Bußsakrament bekennen wir unsere Sünden nicht nur vor Gott, sondern auch vor der Gemeinschaft der Kirche, die repräsentiert wird durch den Priester, der das Bußsakrament spendet. Die Einzelbeichte erfolgte in der Urkirche vor der versammelten Gemeinde. Sie war öffentlich. Man sah in der Sünde nicht nur ein Unrecht gegen den dreifaltigen Gott, sondern auch gegen die Gemeinschaft der Kirche, die man als den fortlebenden Christus verstand. Darum erfolgte die Lossprechung im Namen Gottes und im Namen der Kirche. So ist es auch heute noch, wenngleich an die Stelle der öffentlichen Beichte die private getreten ist. Diese Veränderung der Bußpraxis erfolgte schon sehr früh mit dem Wachsen der Gemeinden, aus verständlichen Gründen.

Im Alten Testament ist die Vergebung der Sünden die große Verheißung für die messianische Zeit. Immer wieder ist sie das Thema in den prophetischen Büchern und in den Psalmen. Der Prophet Jeremia, der um 650 v. Chr. geboren wurde und im Südreich gewirkt hat, dessen Wirken in Manchem an das Wirken Jesu erinnert, schreibt. „Ihre Sünden will ich vergeben und ihrer Missetaten nicht mehr gedenken“ (Jer 31, 34). Und bei dem Propheten Ezechiel, dem Propheten der babylonischen Gefangenschaft im 6. vorchristlichen

Jahrhundert, lesen wir: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern dass er sich bekehre und lebe“ (Ez 18, 32). Was Gott verspricht, das hält er. Die Treue ist die entscheidende Eigenschaft Gottes. Sie gründet in der Wahrhaftigkeit Gottes.

Christus hat in seinem Erlösungswerk alle Sünden auf sich genommen und die Sünden aller Menschen und aller Zeiten gesühnt. Er hat das Gegenteil von dem getan, was im Paradies geschah und in jeder persönlichen Sünde wiederholt wird. Die Auflehnung gegen Gott wurde durch seine vollendete Hingabe an den Willen des Vaters aufgehoben. So wurde die Verbindung des Menschen mit Gott wieder hergestellt, es wurde die Urstandsgnade, das göttliche Leben, der Menschheit aufs Neue geschenkt.

Kraft des Todes Christi und seiner Auferstehung wird uns im Sakrament der Buße immer neu die Vergebung geschenkt, wenn wir im rechten Geist und in der rechten Gesinnung zu diesem Sakrament hinzutreten.

Während in einem ersten Abschnitt des 1. Teiles unseres Briefes Gott als die verpflichtende Norm unseres Lebens dargestellt wird (1, 5 – 7), geht es in einem zweiten Abschnitt um die Vergebung der Sünden (1, 8 – 2, 2). Da werden dann zunächst die Vorbedingungen der Vergebung thematisiert (1, 8 – 10) und sodann wird die Vergebung als solche erläutert (2, 1 – 2).

Eine erste Vorbedingung der Vergebung ist das Erkennen der Sünde. „Wenn wir sagen: Wir haben keine Sünde, dann betrügen wir uns selbst und die Wahrheit ist dann nicht in uns“ (1, 8). Das Verständnis für die Schuld, die in der Sünde liegt, ist ein Gradmesser unseres Christentums. Der Hochmütige kennt keine Schuld, die Sühne verlangt, höchstens kennt er einen Fehlgriff, den er selbst wieder gut machen kann. Je tiefer unser Schuldbewusstsein ist, umso fruchtbarer ist unsere Beichte. Wenn wir kein Schuldbewusstsein haben, betrügen wir uns selbst. Es geht hier um die Pflege des Gewissens durch gewissenhaftes Handeln und durch regelmäßige Erforschung des Gewissens. Mit dem Sündenbewusstsein ist es heute in der Kirche nicht gut bestellt.

„Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht, dann vergibt er uns unsere Sünden und macht er uns rein von aller Ungerechtigkeit“ (1, 9). Das will sagen, dass das unendliche Licht Gottes so hell und vollkommen strahlt, dass jede Finsternis und alle Schatten vor ihm verschwinden müssen. Wenn wir nämlich unsere Sünden erkennen und bekennen, treten wir mit dem Dunkel unserer Seele in das göttliche Licht. Dann werden

uns auch die Folgen der Sünde vergeben, und zwar im Maße unserer neuen Hinwendung zu Gott.

Für das große Geschenk des Bußsakramentes können wir Gott nicht genug danken. Umso bedauerlicher ist es, dass es heute zu einem verlorenen Sakrament zu werden droht, wenn es das nicht schon geworden ist. Durch unsere Liebe zu diesem Sakrament und durch unser regelmäßiges Hinzutreten zu diesem Sakrament können wir viel tun zu seiner Rettung. Die angemessene Haltung, in der wir dieses Sakrament empfangen sollen und dürfen, ist die Haltung des Vertrauens. Unangemessen sind hier Ängstlichkeit und Skrupulosität. Es handelt sich hier um das Sakrament der Vergebung, das dürfen wir nicht vergessen, es ist die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, die uns in diesem Sakrament geschenkt wird.

Sind Erkennen und Bekennen notwendige Vorbedingungen der Vergebung, dann muss ihre Ablehnung auch entsprechende Folgen nach sich ziehen. Sie stellt eine Lästerung Gottes dar und bedeutet die Trennung von Christus.

In Vers 8 wurde die Leugnung der menschlichen Sündhaftigkeit als Selbstbetrug bezeichnet: „Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns“. In Vers 10 gebraucht Johannes noch schärfere Worte: „Wenn wir sagen, dass wir nicht sündigen, machen wir ihn (Gott) zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns“. Wer die Sünde leugnet und kein Schuldbewusstsein hat oder seine Schuld nicht eingesteht, lästert Gott. Er macht ihn zum Lügner. Denn das ganze Erlösungswerk Christi gründet sich auf der Tatsache, dass wir alle Sünder sind, sowohl durch die Erbsünde wie durch persönliche Fehler und Schwächen. Die allgemeine Sündhaftigkeit wird immer wieder in der Heiligen Schrift betont. Daher gilt, dass der, der diese allgemeine Sündhaftigkeit leugnet, Gott zum Lügner stempelt. Wenn wir aber Gott zum Lügner stempeln, dann ist sein Wort nicht in uns.

Wer die Sünde leugnet, trennt sich auch von Christus und seiner Lehre. Denn Christus dieser beginnt sein öffentliches Wirken mit dem Bußruf, wenn er sagt: „Tut Buße (oder: kehrt um), denn das Gottesreich ist nahe herbeigekommen“ (Mk. 1, 15). Mit diesem Ruf hat bereits der Vorläufer, Johannes der Täufer, sein öffentliches Wirken begonnen. Es ist der gleiche Bußruf, wengleich er bei Jesus nuancierter ist und sich vor allem in einem helleren Licht darstellt.

Wer die Sünde leugnet, trennt sich von der Lehre Christi. Damit trennt er sich aber auch von seiner Person. Denn die Person Jesu ist die Verkörperung seiner Lehre. Wenn es keine Sünde gibt - das gilt individuell, das gilt aber auch allgemein -, sind seine Lehre und vor allem sein Leiden und Sterben nicht zu verstehen.

Es ist bemerkenswert, dass die Irrlehrer in der Geschichte der Kirche immer wieder die Beichte bekämpft haben. Wohl hatte Martin Luther (+ 1546) am Anfang versucht, sie zu halten. Aber die innere Konsequenz seines Abrückens vom Glauben der Kirche war stärker als er selber es war. Mehr und mehr trennte er sich von dem Christus, der in der Kirche fortlebt, mehr und mehr wurde die Kirche als solche zu einer rein weltlichen Institution. Darum musste die Beichte fallen.

Die Altkatholiken, die sich im 19. Jahrhundert von der Kirche Christi getrennt haben, haben die Beichte theoretisch beibehalten, faktisch haben aber auch sie sie verloren. Mit der Beichte fällt im Allgemeinen das Schuldbewusstsein - es gibt keine bessere Pflege des Schuldbewusstseins als die regelmäßige Beichte -, und die Folge ist dann die Trennung von Christus, normalerweise. Denn er ist der, der die Sünden der Menschen getragen hat, er ist das „Lamm Gottes“.

Nur der kann eigentlich als ein rechter Katholik betrachtet werden, der die Sakramente empfängt, die Sakramente aber sind das Bußsakrament und das Sakrament des Altares.

Die Verdemütigung, die in der Beichte liegt, widerstrebt dem stolzen selbstbewussten Menschen. Im regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes üben wir den demütigen Gehorsam ein, werden wir wahre Jünger dessen, „der gehorsam geworden ist bis zu seinem Tod am Kreuz“.

Der Weg der Vollkommenheit, zu dem wir alle berufen sind, ist nicht möglich, normalerweise möchte ich sagen, ohne den regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes und - in Verbindung damit - ohne die tägliche Mitfeier der Heiligen Messe.

Im zweiten Abschnitt des ersten Teils unseres Briefes geht es um die Vergebung der Sünden, so sagten wir (1, 8 - 2, 2). Im Einzelnen geht es da um die Vorbedingungen der Vergebung (1, 8 - 10) und um die Vergebung als solche (2, 1 - 2). Um die Vergebung als solche, darum geht es uns jetzt.

Für den Verfasser unseres Briefes ist es eine schmerzliche Erfahrung, dass die Sünde einflussreich ist bei den Jüngern Christi. Daher schreibt er: „Meine Kinder, das schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt. Wenn aber jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater: Jesus Christus den Gerechten“ (2, 1).

Der Verfasser unseres Briefes leidet also darunter, dass unter den Jüngern Christi die Sünde nicht ausgestorben ist und dass gar Irrlehrer auftreten in ihrer Mitte, die die Sünde und die Erlösung leugnen. Er möchte sie alle wiedergewinnen in Liebe, deshalb redet er sie als seine Kinder an. Das tut er auch deshalb, weil er in gewisser Weise in einer väterlichen Beziehung zu ihnen steht. Er hat sie zwar nicht alle getauft, seine Adressaten, aber er hat das Gnadenleben in ihren Seelen gehütet und entsprechend seiner persönlichen Eigenart entwickelt. Damit tragen sie etwas an sich von seinem eigenen geistigen Gepräge. Von daher steht er, Johannes, in gewisser Weise in einer väterlichen Beziehung zu ihnen, deshalb hat er auch ein gewisses Recht, sie als seine Kinder bezeichnen. Angesichts dieser Vorgehensweise des Johannes könnte man an das Sprichwort erinnert werden: „Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem ganzen Fass Essig!“ Das ist die alte seelsorgliche Maxime „suaviter in modo, fortiter in re“, freundlich und entgegenkommend in der Art und Weise, aber unbeirrt in der Forderung. Der Philosoph Jacques Maritain spricht von dem harten Kopf und dem weichen Herzen.

Dass gesündigt wird, ist für unseren Verfasser schmerzlich, für die Sünder aber ist es verderblich. Vor diesem Verderben aber möchte er sie bewahren, um jeden Preis. Daher greift er in seinem hohen Alter noch zur Feder. Er weiß, dass die Sünde des Christen, zumal des sorgsam Betreuten, schwerer wiegt als die Sünde der Anderen. Wer mehr Erkenntnis und mehr Gnade hat, dessen Schuld ist größer, wenn er sündigt. Gott verlangt nicht von allen das Gleiche. Bis zu einem gewissen Grad verlangt er schon das Gleiche, ja, aber darunter und darüber sind seine Forderungen dann sehr verschieden.

Immer steht den Sündern jedoch der Weg der Umkehr offen, immer hat er die Möglichkeit, den Rückweg anzutreten. Darin erweist sich die Botschaft Christi vor allem als ein „frohe Botschaft“, als eine „froh machende Botschaft“. „Wenn aber jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater“ (2, 1).

Christus ist unser Mittler beim Vater. Dieses Mittleramt übt er in ganz besonderer Weise aus im Sakrament des Altares sowie im Sakrament der Buße.

Die Sünde könnte nicht so schwer sein, dass sie keine Vergebung finden könnte. Sie setzt allerdings in jedem Fall die Bekehrung voraus. Die Barmherzigkeit Gottes ist nicht eine Alternative zur Bekehrung, wie viele meinen, sondern die Voraussetzung dafür, dass wir Gottes Barmherzigkeit empfangen.

Gott nimmt den Menschen ganz ernst. Was er nicht will, das schenkt Gott ihm auch nicht und die Möglichkeit der Bekehrung, auch das müssen wir bedenken, gilt nur für den Pilgerstand. Im Alten Testament lesen wir den schicksalsträchtigen Satz: „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen“ (Prediger 11, 3), und Christus sagt: „...es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4).

In Christus finden wir nicht nur die Versöhnung, sondern er bewahrt uns auch vor der Sünde, wenn wir uns ihm konsequent zuwenden. Schon immer hat die Kirche die Gläubigen ermahnt, in der Stunde der Versuchung sich vertrauensvoll an Christus zu wenden und ihn im Gebet anzurufen.

Durch Christus sind wir fähig, uns von der Sünde loszureißen, mit dem Blick auf ihn und mit seiner Gnade. Fleisch und Blut drängen zur Sünde, und die Lockungen der Welt verstummen nie, aus sich wäre der Mensch nicht imstande, dauernd Widerstand zu leisten gegen die Versuchungen, die über ihn kommen. Was er aus eigener Kraft nicht vermag, in der Gemeinschaft mit Christus kann er es. Durch Christus und mit ihm ist er stark in der Versuchung, und kommt er los von der Sünde. Sein Wort und seine Gnade zerstören die Trugbilder des Bösen. Das Beispiel seines Lebens und seiner Persönlichkeit mobilisiert verborgene Kräfte in uns. Die Begleitung Jesu auf seinem Kreuzweg und der unverwandte Blick auf das Kreuz, etwa für ein paar Minuten jeden Tag oder in einer besonders schwierigen Lage wirken wahrhaft Wunder. Welche Kraft allein von der Persönlichkeit Christi, unseres Erlösers, ausgeht, davon zeugt die ganze zweitausendjährige Geschichte der Kirche, vor allem das Leben der Heiligen.

Die eigentliche Kraft der Kirche als Ganzer wie auch des Einzelnen innerhalb der Kirche ist die Identifikation mit Christus. Das geschieht gleichsam professionell im Sakrament der Eucharistie, es muss immer neu geschehen im Gebet des Einzelnen, wie es ohnehin immerfort geschieht im liturgischen Gebet der Kirche.

Je mehr wir uns in das Kraftfeld Christi hineinstellen, umso mehr schmerzen uns nicht nur die eigenen Sünden, sondern auch die Sünden anderer, um so mehr wird das Leid der Kirche zu unserem persönlichen Leid. Dadurch wächst wiederum der Abscheu vor der Sünde.

Weiter heißt es dann in unserem Text: „Er ist das Sühnopfer für unsere Sünden, und nicht für unsere, sondern auch für die der ganzen Welt“ (2, 2).

Christus ist nicht nur unser „Fürsprecher“ beim Vater, wie es im 1. Vers des 2. Kapitels heißt, er ist auch unser Versöhner, er ist „das Sühnopfer für unsere Sünden“. So führt der zweite Vers den Gedanken des ersten Verses weiter.

Wenn wir Entzweite oder Zerstrittene miteinander versöhnen wollen, können wir dabei verschiedene Mittel einsetzen. Christus hat kein außer ihm liegendes Mittel benutzt, um die Menschheit mit Gott zu versöhnen, er hat sich vielmehr selbst hingegeben, als Sühnopfer. Das geschah zunächst durch seine Menschwerdung. Er verband seine göttliche Natur mit einer menschlichen. Dadurch schuf er eine unauflösliche Verbindung zwischen Gott und der Menschheit, baute er eine unzerstörbare Brücke über den Abgrund, der die Menschheit von Gott trennte. Vollendet wurde die Versöhnung sodann aber durch sein Leben, sein Leiden und sein Sterben. Der Abschluss seines Erlösungswerkes war Tod am Kreuz. Dazu bekennen wir uns, wenn wir die kultische Feier der Erlösung im Opfer der Heiligen Messe begehen, die das Zentrum allen kirchlichen Handelns darstellt oder besser: darstellen sollte.

Im Zuge einer auch innerkirchlichen Entchristlichung wird die Feier der Heiligen Messe heute mehr und mehr aus dem Zentrum des kirchlichen Tuns entfernt. Das ist sicherlich auch die Frucht eines falsch verstandenen Ökumenismus, in dem man sich pragmatisch dem Protestantismus angleicht. Die tiefere Ursache aber ist der Verlust der christlichen Substanz. Wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir heute in der Kirche eine Glaubenskrisen erleben, die so fundamental noch nie gewesen ist in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums.

Christus ist für die Sünden aller Menschen gestorben. Alle sollen gerettet werden. Dieser Aspekt des Erlösungsofers Christi bleibt dem Verfasser des 1. Johannesbriefes nicht verborgen. Nicht nur diejenigen, die zur Kirche gehören, sollen gerettet werden, erst recht nicht nur die, die eifrig und konsequent leben, sondern nach dem Willen Gottes sollen alle gerettet werden. So lesen wir im 2. Kapitel des 1. Timotheusbriefes (1 Tim 2, 4). Das

bedeutet jedoch nicht, wie es heute des Öfteren dargestellt wird, dass die Rettung auch nur eines Einzelnen möglich ist ohne dessen ehrliches Bemühen. Gott drängt uns sein Heil nicht auf. Es ist zwar gnadenhaft, aber der Mensch muss es annehmen und muss diese Annahme durch sein Leben dokumentieren, freilich gemäß den intellektuellen und moralischen Möglichkeiten, die ihm gegeben sind. Gott hat niemanden für das ewige Verderben bestimmt. Es gibt keine, wie es die Reformatoren lehrten, Reprobation, das heißt: Gott hat niemanden für die Verdammnis vorherbestimmt, so wenig wie er auch nur einen Einzigen unabhängig von seinem Leben und Verhalten für das ewige Heil vorherbestimmt hat. Immer hängt es von dem Menschen selbst ab, ob sich der Heilswille Christi oder der Heilswille Gottes in seiner Person verwirklicht oder nicht.

In wenigen Worten entfaltet der 1. Johannesbrief in diesen zwei Versen (2, 1 und 2) die christliche Erlösungslehre gegenüber denen, die die Sünde und die Erlösung im christlichen Sinne leugnen, in ihrer ganzen Schönheit und Tiefe.

Um es noch einmal klar zu sagen: Gott will das Heil aller, aber nicht ohne den persönlichen Einsatz des Einzelnen. Wenn wir das ewige Heil finden, so finden wir es dank der Gnade Gottes. Es sind nicht die Werke, mit denen wir uns das Heil verdienen können. Dennoch schaut Gott auf unsere Werke, weil der Glaube uns nur rettet, wenn er von der Liebe getragen ist. In den Werken bekennen wir unsere Liebe zu Gott, und in der Askese bekennen wir unsere größere Liebe zu Gott. In der Zeit der Reformation erklärte die Kirche in ihrem Lehramt, dass nicht der Glaube allein rechtfertigt, sondern dass er nur rechtfertigt, wenn er von der Liebe durchformt ist, wenn er „in der Liebe wirkt“ (Gal 5, 6), so sagt es der Galaterbrief, denn „ohne Werke ist der Glaube tot“, wie wir im Jakobusbrief lesen (Jak 2, 17), daher ist er ohne die Werke vergeblich.

Die drei göttlichen Tugenden gehören zusammen, zum Glauben müssen die Hoffnung und die Liebe hinzutreten. Das Konzil von Trient betont, dass der Glaube das ewige Leben nicht verleihen kann, wenn sich nicht die Hoffnung und die Liebe mit ihm verbinden. Das drückt das Jesuswort aus: „Wenn du zum Leben eingehen willst, so halte die Gebote“ (Mt 19, 17). In diesem Zusammenhang stellt das Konzil von Trient fest: „Wenn ... die Neugetauften die wahre und christliche Gerechtigkeit empfangen, verlangte man von ihnen, dass sie diese als ihr Festkleid (Lk 15, 22), das ihnen durch Christus Jesus statt des durch Adams Ungehorsam ihm und uns verlorenen geschenkt wurde, weiß und makellos

bewahren, um es vor den Richterstuhl Jesu Christi, unseres Herrn, zu bringen und das ewige Leben zu erhalten“²⁰.

Geht es im zweiten Abschnitt des ersten Teil des 1. Johannes-Briefes um die Vergebung der Sünden (1, 8 – 2, 2), um die Vorbedingungen der Vergebung und um die Vergebung als solche, geht es im dritten Abschnitt dieses ersten Teils um die wahre Gerechtigkeit (2, 3 - 11).

Da wird uns zuerst das Wesen der wahren Gerechtigkeit geschildert (2, 3 f), dann heißt es, dass ihre Betätigung in der vollen Bewahrung der Lehre (2, 5) und in der Nachfolge Christi (2, 6) besteht, dass sie ihre besondere Auswirkung in dem alten Gebot (2, 7) findet, das dennoch als ein neues Gebot (2, 8) zu qualifizieren ist, und endlich geht es um die scheinbare Gerechtigkeit und um ihren Gegensatz, die wahre Gerechtigkeit (2, 9 - 11).

Nun zunächst zum Wesen der wahren Gerechtigkeit. Da heißt es: „Daran erkennen wir, dass wir ihn erkannt haben, wenn wir seine Gebote halten. Wer sagt, er habe ihn erkannt und seine Gebote nicht hält, ist ein Lügner und die Wahrheit ist nicht in ihm“ (2, 3 f).

Die wahre Gerechtigkeit besteht in der richtigen Erkenntnis Christi, durch den sich Gott den Menschen offenbart hat. Johannes unterscheidet hier zwischen dem wahren Erkennen und dem scheinbaren Erkennen. Wahr ist das Erkennen, wenn es uns zur richtigen Erfassung des Wesens Gottes führt. Dazu gehört, dass das Wesen Gottes nicht vom Gesetz Gottes zu trennen ist. Sein Wesen und sein Gesetz sind ein und dasselbe. Man kann nicht das eine bejahen und das andere verneinen.

Hier wird ein bedeutsames Problem angesprochen, das seine besondere Aktualität hat in der Gegenwart, das aber bereits angeklungen ist. Viele halten kluge Reden über Gott, kümmern sich aber nicht um seine Gebote. Das ist besonders verhängnisvoll, wenn man seinen Lebensunterhalt mit der Religion verdient, wenn man Theologe ist oder Priester oder Religionslehrer oder wenn man in irgendeiner Weise in seelsorglichem Dienste steht, hauptamtlich oder ehrenamtlich. Kritiker haben von Theologie ohne Glauben gesprochen. Wenn wir über Gott reden, aber nicht an seinen Geboten festhalten, können wir der Kirche nicht dienen. Aus einer solchen Glaubensverkündigung und einer solchen Seelsorge können nur faule Früchte hervorgehen. Und Gott entzieht ihr sein Wohlwollen.

²⁰ DS 1530 f.

Schon im natürlichen Bereich gilt, dass uns das Erkennen zum Handeln führen muss. Im Epheserbrief werden wir ermahnt, dass wir die Wahrheit in Liebe tun müssen (Eph 4, 15). Den Worten müssen die Taten folgen. Das gilt immer, für die Glaubensverkündigung wie auch für ihre geistige Basis, die Theologie. Thomas von Aquin (+ 1274) bezeichnet es als das eigentliche Ziel der Theologie, „dass wir gut werden“, „ut boni fiamus“.

Vers 3 lautet: „Daran ersehen wir, dass wir ihn erkannt haben, wenn wir seine Gebote halten“. Das griechische Wort, das hier steht, lautet „tērein“. Dieses Wort bedeutet zweierlei, nämlich bewahren und beobachten. Wer Gott richtig erkannt hat, der bewahrt und behütet seine Gebote wie einen heiligen Schatz. Er sieht in ihnen die greifbare Offenbarung des göttlichen Wesens. Er schätzt und liebt sie, verzichtet auf keines, und er sieht in ihnen keine äußere Vorschrift, keine hemmenden Schranken, sondern Gott selbst. Wenn wir uns um diese Haltung bemühen, sind die Gebote keine Last und kein Zwang für uns, sondern sie erfüllen uns dann mit dem Wesen Gottes. Wenn die Gebote Ausdruck des göttlichen Wesens sind, werden wir mit Gott erfüllt, wenn wir uns diese zu Eigen machen, verbinden wir uns in der Treue gegenüber den Geboten Gottes mit Gott selbst, nicht anders als das im Gebet und im Gottesdienst der Kirche geschieht.

Wenn wir die Gebote Gottes so sehen, werden wir keine Abstriche von ihnen machen, dann werden wir nicht einzelne Gebote ausklammern, wenn sie uns nicht passen, wie das heute sehr gern geschieht.

In Vers 4 heißt es: „Wer sagt, er habe ihn erkannt, aber seine Gebote nicht hält, der ist ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in ihm“. Wir sagten schon, dass immer die Versuchung für uns besteht, dass wir über Gott reden, aber keine Taten folgen lassen. Dieses bloße Reden wird hier als Erkenntnis dem Schein nach bezeichnet, als Scheinwissen, als lügenhafte Erkenntnis.

So ist es bei den Gegnern, bei den Anhängern der Gnosis. Sie haben keine wahre Erkenntnis von Gott, schon deshalb, weil ihre Gotteserkenntnis nicht zum Handeln oder nicht zum rechten Handeln führt. Wer nur gelehrt über Gott redet und schreibt, der kennt ihn nur scheinbar. Jeder weiß von Gott so viel, wie er durch sein Tun bekundet. Wer in der Dogmatik die erste Note hat, in der Moral jedoch die letzte, besitzt nur eine scheinbare Gotteserkenntnis. Sie aber ist verlogen, wenn und sofern sie wider besseres Wissen besteht.

Unter diesem Aspekt dominiert gerade heute die Lüge. Tausende reden von Gott, vielleicht reden sie auch zu Gott, aber sie leben nicht mit ihm. Besonders eklatant ist das heute angesichts des Zusammenbruchs der Sexual- und der Ehemoral.

Seine besondere Brisanz erhält das dadurch, dass man einen unchristlichen Lebenswandel nicht selten mit dem zumindest gelegentlichen Empfang der heiligen Kommunion verbindet oder dass man unter Umständen gar auch das Bußsakrament empfängt und dabei ganze Bereiche, speziell den Bereich der Sexual- und der Ehemoral, ausschließt, um sich sozusagen die Absolution zu erswindeln.

Ähnliches gilt auch für den Besuch der Heiligen Messe am Sonntag. Auch den nehmen viele nicht mehr ernst, obwohl man nach wie vor im Glauben der Kirche eine schwere Sünde begeht, wenn man ohne einen schwerwiegenden Grund der Sonntagsmesse fernbleibt. Man redet über Gott, lebt aber nicht mit ihm, hält sich aber nicht an seinen Geboten, ja, fürchtet sich nicht einmal mehr davor, ein Sakrileg zu begehen.

Ein solches Verhalten nennt der 1. Johannesbrief lügenhaft. In diesem Verhalten belügt der Einzelne sich selber, Gott und die Menschen.

Die Religion rettet uns nicht, wenn sie nur Theorie ist, nicht aber Praxis, wenn sie nur Verstandes-, nicht aber Willenssache ist. Christus sagt: „Nicht wer zu mir sagt, Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist“ (Mt 7, 21). - In der wahren Gerechtigkeit verbinden wird das Erkennen mit dem Leben.

Das zum Wesen der wahren Gerechtigkeit. Nun zu ihrer Betätigung. Davon ist die Rede in den Versen 5 und 6 des 2. Kapitels. Da heißt es: „Wer aber sein Wort hält, in dem ist die Liebe zu Gott in Wahrheit vollkommen; daran erkennen wir, dass wir in ihm sind. Wer sagt, er bleibe in ihm, muss so wandeln, wie er gewandelt ist“.

Die Betätigung der wahren Gerechtigkeit zeigt sich in der vollen Bewahrung der offenbarten Lehre, im Glauben und im Leben. Und wer sich darum bemüht, der hat die vollkommene Liebe zu Gott. Im Johannes-Evangelium sagt Christus: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt“ (Joh 14, 21). Und wenn wir die vollkommene Liebe zu Gott haben, dann sind wir, so sagt es unser Brief, in ihm (2, 5).

Von daher können wir leicht feststellen, ob wir wirklich in Gott sind oder ob unsere Liebe zu Gott vollkommen ist, wir brauchen nur unseren Lebenswandel zu prüfen. Die Lehre, die uns hier aufs Neue erteilt wird, ist die, dass der Glaube und das Leben zusammengehören.

Das Auseinanderklaffen dieser beiden Elemente bei den Christen wird den Nichtchristen immer wieder zum Ärgernis, allein, es wird nicht nur den Nichtchristen zum Ärgernis, sondern auch den Christen, und wir selber leiden, wenn wir es ehrlich meinen, unter dieser Diskrepanz, vor allem wenn wir sie erleben bei den Hirten der Kirche.

Wenn jemand darüber klagt, dass er keine rechte Liebe zu Gott hat, das beste Mittel diese zu erlangen, ist die treue Erfüllung der Gebote Gottes. Unterstützt wird dieses Bemühen dann noch durch Werke der Entsagung, durch Opfer, die wir bringen, durch die Askese.

Die Betätigung der wahren Gerechtigkeit zeigt sich, wie der 1. Johannes-Brief feststellt, in der vollen Bewahrung der geoffenbarten Lehre (2, 5) - so stellte ich fest -, sie zeigt sich aber auch, in der Nachfolge Christi (2, 6). „Wer behauptet“, so heißt es da, „er bleibe in ihm (in Gott), der muss auch wandeln wie er gewandelt ist“ (2, 6).

Der Mensch gerät leicht in die Gefahr, so sagten wir, nur dem Glauben nach Christ zu sein, nicht aber dem Leben und der Gesinnung nach. Wenn wir uns prüfen anhand der Gebote, bringt uns das nicht immer die nötige Klarheit, weil jeder geneigt ist, die Gebote nach seiner Art zu sehen und auszulegen. Deshalb hat uns Gott im Beispiel Jesu Christi einen untrüglichen Maßstab gegeben. Wer wandelt, wie er gewandelt ist, hat wirklich die Verbindung mit Gott. Im Einzelnen können wir natürlich weder die Taten Christi nachahmen noch seine Leiden auf uns nehmen. Wir handeln aber, wie er gehandelt hat, wenn wir die Richtung festhalten, die sein Leben beherrschte und die Gesinnung, die ihn erfüllte. Da Damit das möglich ist, müssen wir ihn im Auge behalten, wie es der Wanderer in wegloser Gegend mit der Kolonne tut, die in sicherer Führung vor ihm geht und die er im Blick behält.

Wenn ich Christus nicht aus dem Auge verlieren will, muss ich sein Leben kennen. Ich muss seine Persönlichkeit im Gebet und in der Betrachtung immer klarer sehen und immer tiefer zu erfassen suchen. Von daher ist das Leben Jesu immer der fruchtbarste Be-

trachtungsstoff. Eine Hilfe dazu bietet in klassischer Weise das Buch von Romano Guardini „Der Herr“²¹.

Das Denken, Reden und Tun Jesu finde ich in der Heiligen Schrift, speziell in den vier Evangelien. Wenn wir genauer hinschauen, so begegnet uns Christus in allen Büchern der Heiligen Schrift, auch in den Büchern des Alten Testaments, sofern sie alle auf ihn und sein Wirken hin ausgerichtet sind, verborgen, mehr oder weniger.

Die wahre Gerechtigkeit, die sich betätigt in der Bewahrung der geoffenbarten Lehre und in der Nachfolge Christi, wirkt sich aus in dem Gesetz der Liebe, das ein altes und doch ein neues Gesetz ist (2, 7 u. 8).

„Geliebte, nicht ein neues Gebot schreibe ich euch, sondern ein altes, das ihr von Anfang an gehabt habt. Dieses alte Gebot ist das Wort, das ihr vernommen habt“ (2, 7).

Das alte Gebot ist das Wort, das sie, die Christen, vernommen haben. Alt ist es, weil es schon im Alten Bund gegeben wurde, zudem haben sie es als Christen von Anfang an kennen gelernt. Das alte Gebot ist das Gebot der Liebe, das in der Liebe Gottes verwurzelt ist. Die Liebe Gottes ist das Geheimnis seiner Selbstoffenbarung, der tiefste Grund der Geschichte des Heiles. Von Anfang an hat Gott die Gemeinschaft mit den Menschen gesucht, ihren Höhepunkt erlebte die Geschichte des Heiles in der Menschwerdung Gottes und in der Erlösung durch den menschgewordenen Gottessohn.

Wenn der Verfasser des 1. Johannesbriefes seine Gläubigen als Geliebte anredet, tut er das in diesem Zusammenhang deshalb, weil er sie daran erinnern will, dass sie von Gott geliebt sind. Wer aber geliebt wird, muss auch selber lieben. Gottes Wesenselement ist die Liebe. Deshalb ist auch die Liebe in der Offenbarung seines Wesens in der Botschaft Christi der Kernpunkt. Daher ist im Grunde das Gesetz der Liebe so alt wie Gott selbst. Das heißt: Es hat keinen Anfang und kein Ende.

Wenn die Liebe das Wesen Gottes ist, dann muss das Gebot der Liebe auch der Haupt- und Kernpunkt in unserem Christenleben sein. Und wenn sie konsequent ist, schließt sie ganz selbstverständlich auch die Feindesliebe ein.

²¹ Romano Guardini, Der Herr. Betrachtungen über die Person und das Leben Jesu Christi, Würzburg¹1951.

Das alte Gebot der Liebe ist zugleich, so sagt es unser Brief, neu in seiner Fassung, in seiner Begründung und in seiner Wirkung: „Und doch ist es auch ein neues Gebot, von dem ich euch schreibe, das in ihm und in euch zur Wahrheit geworden ist, denn die Finsternis ist im Schwinden begriffen und schon leuchtet das wahre Licht“ (2, 8).

Christus selbst hat das alte Gebot der Liebe als ein neues bezeichnet, wenn er gesagt hat: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe“ (Joh 13, 34). Neu ist das Gebot in dieser klaren Fassung, denn im Alten Bund waren die Grenzen zwischen der Gottes- und Nächstenliebe, zwischen der Selbstliebe und der Nächstenliebe nicht so scharf geschieden. So glaubte man etwa, ein gutes Werk zu tun, wenn man den Tempelschatz auf Kosten der Elternliebe vermehrte, und man stritt darüber, wen man eigentlich als Nächsten zu betrachten habe.

Neu ist das Gebot auch in seiner Begründung. Jesus sagt, seine Jünger sollen einander lieben, wie er sie geliebt hat. Die Beweggründe seiner Liebe und das Maß seiner Liebe sollen die Seinen sich zu Eigen machen. Als seine Jünger sollen sie die Liebe um Gottes willen üben und in einem solchen Grade besitzen, dass sie bereit sind, nötigenfalls ihr Leben für den Nächsten hinzugeben.

Neu ist das Gebot auch in seiner Wirkung. Christus hat es nämlich nicht nur gelehrt, sondern in seiner Person verkörpert, vollends. In ihm wurde es zur Wahrheit. Ein so vollkommenes Beispiel der Liebe, wie er es gegeben hat, hatte die Welt noch nicht gesehen.

Wo immer die Liebe Christi nachgeahmt wird, da wird der Mensch von Grund auf verwandelt.

Von Natur aus sind wir selbstsüchtig, auf das eigene Ich bedacht, durch die Liebe wachsen wir gleichsam über uns selbst hinaus, werden wir in eindrucksvoller Weise das, was wir sind, nämlich Ebenbilder Gottes.

Die Wirkung des neuen Gebotes tritt nicht nur im Leben des einzelnen Christen zutage, sondern auch in der Öffentlichkeit. Das zeigt sich in alter Zeit in den zahlreichen blühenden Christengemeinden, an die der 1. Johannes-Brief adressiert ist. Diese Gemeinden beeindruckten die Außenstehenden aufs Äußerste. Früher hatten überall Selbstsucht, Neid, Hass und Leidenschaft geherrscht, der eine war der Feind des anderen gewesen, nun hatte man zahlreiche christliche Gemeinden, die in heiliger Bruderliebe miteinander verbunden

waren. In ihnen hat sich die Liebe gleichsam als eine neue Weltmacht erwiesen. Wo früher das Gesetz der Gewalt und das Recht des Stärkeren gegolten hatten, herrschten nun Gerechtigkeit und Friede. Die Apostelgeschichte berichtet davon, wie es in den enthusiastischen Christengemeinden zugeing, wenn sie feststellt, dass alle „ein Herz und eine Seele waren“ (Apg 4, 32).

Vergleichen wir damit die modernen Gemeinden, die oftmals sehr zerstritten sind und weithin ihre religiöse Substanz verloren haben, die sich, wenn überhaupt, nach außen nur noch darstellen durch Gemeindebetrieb. Strukturen gibt es vielleicht noch viele, aber sie sind leer wie taube Nüsse.

Das alte und zugleich neue Gebot muss wieder unsere Gemeinden beherrschen. Das ist jedoch nur möglich, wenn der verlorene Glaube wiedergefunden wird, der ganze Glaube.

Die Erneuerung unserer Pfarrgemeinden muss bei dem Einzelnen beginnen. An die Stelle des unchristlichen Grundsatzes „wie du mir, so ich dir“ muss wieder das Gebot der Liebe treten, das Gebot der selbstlosen Liebe, die sich bis zur Feindesliebe hin entfaltet. Wer immer sich darum bemüht, ist wie ein Licht, das die Finsternis vertreibt.

Unser Brief konstatiert: „Wer sagt, er sei im Licht, aber seinen Bruder hasst, der ist noch immer in der Finsternis“ (2, 9).

Sofern die Menschen nach dem Ebenbild Gottes geschaffen und durch Christus erlöst wurden, sind sie alle als wirkliche oder potentielle Söhne und Töchter Gottes in familiärer Weise miteinander verbunden, sind sie Brüder und Schwester untereinander. Das heißt: Auch der ist unser Bruder, der uns hasst und der uns Unrecht tut. Letzten Endes hat er eine Aufgabe an uns zu erfüllen, erweist er sich als ein Werkzeug Gottes. Gott führt uns durch Leid zum Heil. Auf vielfache Wege der Läuterung führt er uns. Der heilige Franz von Sales (+ 1622) bedauert die Klostersgemeinschaft, in der kein ungenießbares Mitglied sei, an dem die anderen ihre Tugend erproben könnten.

Wer irgendeinen Menschen von seiner Liebe ausschließt, fängt schon an zu hassen. Das griechische Wort für hassen lautet „miseín“. Dieses Wort ist stärker noch akzentuiert als unser deutsches Wort „hassen“, es bedeutet nämlich „verabscheuen“, „verschmähen“, „nicht wollen“, „vernachlässigen“. Es umfasst alle Arten der Lieblosigkeit, genauso wie im 5. Gebot des Dekalogs der Begriff „Töten“ alle Sünden gegen die Liebe umfasst.

Nach Aussage des 1. Johannes-Briefes ist der, der auch nur irgendeine Art von Lieblosigkeit im Herzen trägt, noch immer in der Finsternis, mag er sich noch so sehr einer erleuchteten Gotteserkenntnis rühmen.

Hier geht es freilich nicht um eine emotionale Ablehnung oder um negative Gefühle, die wir hegen, sondern um eine bewusste Ablehnung, um eine bewusste Bejahung solcher negativer Gefühle. Es ist nicht leicht, der hier geäußerten Forderung zu genügen. Das ist sicher. Aber es wird eine Hilfe sein, wenn wir versuchen, den Gedanken zu realisieren, dass Gott alle Menschen liebt, auch die unangenehmen und die feindseligen, und wenn wir versuchen, das Antlitz Christi in jenen Menschen zu entdecken, die zu lieben uns schwer fällt. Was wir auf jeden Fall für sie tun können, das ist, dass wir für sie beten. Damit distanzieren wir uns dann faktisch von den negativen Gefühlen.

„Wer seinen Bruder liebt, bleibt im Licht, und Anstoß gibt es nicht für ihn. Wer dagegen seinen Bruder hasst, ist in der Finsternis und wandelt in der Finsternis. Er weiß nicht, wohin er geht; denn die Finsternis hat seine Augen geblendet“ (2, 10 u. 11).

Wer die Menschen liebt, ist innerlich hell und froh und bleibt in der Lichtsphäre Gottes. Harmonie beglückt, Disharmonie verstimmt. Der Himmel ist das Reich der Liebe, die Hölle das Reich des Hasses. Die Tugend des Lieblosen ist keine Tugend. Der Lieblose ist nur scheinbar tugendhaft.

Wer in der Liebe lebt, gibt keinen Anstoß, er kennt weder Neid noch Eifersucht noch harte und verletzende Worte. Er nimmt aber auch keinen Anstoß, er fasst nicht übel auf, was der Andere sagt und tut, er hat Geduld mit fremden Schwächen und Eigenheiten, er sucht zu verstehen und Brücken zu schlagen. „Wer seinen Bruder liebt, bleibt im Licht, und Anstoß gibt es nicht für ihn“ (2, 10). Der Verfasser unseres Briefes benutzt hier das Wort „Anstoß“. Das griechische Wort, das im Urtext steht, heißt „skandalon“. Die lateinische Übersetzung übernimmt dieses Wort und spricht von „scandalum“. Ursprünglich wird mit diesem Wort das Stellholz in der Falle bezeichnet. Dieses Holz wird so gestellt, dass die leiseste Berührung genügt, um die Falle zuklappen zu lassen und das Tier zu töten oder zu fangen. Bei dem Menschen, der von der Liebe Gottes erfüllt ist, wird nicht der kleinste Anlass genügen, um Zorn und Streit hervorzurufen und die Liebe zu töten, bei ihm wird das „Stellholz“ der Falle keine Macht gewinnen.

In der Bergpredigt werden die Friedfertigen selig gepriesen. Genau heißt es da „die Friedensstifter“ (Mt 5, 9). Sie werden Kinder Gottes genannt, weil sie bemüht sind, der Liebe zu dienen und zu versöhnen und auszugleichen.

Der Friede ist indessen nicht das höchste Gut, höher als der Friede steht die Wahrheit. Sie darf niemals und in keinem Fall dem Frieden geopfert werden. Und ein Friede, der gegen die Wahrheit steht, ist ein Scheinfriede. Das heißt allerdings nicht, dass die Wahrheit sich gegenüber der Liebe emanzipieren darf. Ich zitierte bereits das bedeutsame Wort des Epheserbriefes (Eph 4, 15): „Wir sollen die Wahrheit in Liebe tun.“

Der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal (+ 1662) schreibt in seinen Pensées: „Ist es nicht deutlich, dass, ebenso wie es ein Verbrechen ist, den Frieden zu stören, wo die Wahrheit regiert, es ein Verbrechen ist, im Frieden zu bleiben, wenn man die Wahrheit zerstört? Es gibt also Zeiten des Friedens und Zeiten des Krieges, und das Gesetz der Wahrheit ist es, das hier entscheidet. Es gibt aber nicht Zeiten der Wahrheit und des Irrtums, und im Gegensatz hierzu heißt es in der Schrift, dass die Wahrheit Gottes ewig sein wird. Und deshalb sagt Jesus Christus auch, dass er den Frieden bringen will, dass er gekommen ist, den Krieg zu bringen. Er sagt aber nicht aber nicht, dass er gekommen ist die Wahrheit und die Liebe zu bringen. Die Wahrheit ist demnach die erste Richtschnur, das letzte Ziel aller Dinge“²².

An dieser Stelle unseres Briefes werden wir ermahnt, nicht nur Frieden zu stiften, zu versöhnen und auszugleichen, sondern auch, nicht Zwietracht zu stiften oder gar die Menschen gegeneinander aufzuhetzen. Das tun wir vor allem dann, wenn wir leicht gekränkt sind, wenn wir empfindlich sind, wenn wir allzu sehr auf uns selber fixiert sind und uns allzu wichtig nehmen.

Jede Form von Hass und Lieblosigkeit trägt Finsternis in die Seele. Dieser Wirkung entgeht niemand. Das zeigt schon die finstere oder mürrische Miene des Menschen, der die Liebe nicht mehr in sich trägt. Ist er einmal in der Finsternis, so fällt es ihm schwer, den Rückweg zum Licht zu finden. Er hat das Gute aufgegeben und sich in Schweigen und Bitterkeit vergraben. Sein Antlitz ist verhärtet. Er ist ihm nicht mehr möglich, ein anderes Gesicht zu zeigen oder auch ein versöhnliches Wort zu sagen. Das ist die Finsternis, in der er wandelt.

²² Blaise Pascal, Pensées, Fragment 949.

Wir kennen das aus dem Alltag der Ehe. Man schweigt sich an, weil man beleidigt ist und den Beleidiger auf diese Weise ins Unrecht setzen will. Je länger dieser Zustand dauert, umso schwerer wird es sein, ihn zu überwinden, ihm ein Ende zu setzen. Je länger wir in der Finsternis wandeln, umso schlimmer wird die Finsternis für uns.

Die Lieblosigkeit entwickelt häufig eine ihr eigene Dynamik. Die erste Lieblosigkeit trägt bereits den Keim der zweiten in sich. Ein böses Wort ruft das andere hervor. Kommen wir einmal ins Stolpern in der Dunkelheit, so wird der Weg immer beschwerlicher.

In der Finsternis ist es nicht nur schwer, voranzukommen, leicht verliert man in ihr auch die Richtung und das Ziel, man verliert die Orientierung, man sieht nicht mehr klar und geht Wege, die man eigentlich nicht will, man verrennt sich und kommt immer mehr vom Ziel ab. Oftmals wundert man sich später, wenn das Licht der Liebe in die Seele zurückgekehrt ist, wie man sich so verrennen konnte.

Eines steht fest: Ungemessen ist das Leid, das aus der Lieblosigkeit hervorgeht, in den Familien, in den kleineren und größeren Gemeinschaften, und im sozialen und politischen Leben, nicht zuletzt auch in der Kirche, in den Pfarrgemeinden und in den kirchlichen Verwaltungen. Die Lieblosigkeit blendet die Augen der Menschen.

Um aus dem Teufelskreis der Lieblosigkeit herauszukommen, empfiehlt es sich, dass wir schnell zum Verzeihen bereit sind, dass wir leicht wieder das erste Wort geben, dass wir nicht eigensinnig an Meinungen und Vorurteilen festhalten, in die wir uns verrannt haben. Oftmals können durch ein einziges gutes Wort große Differenzen vermieden oder wieder ausgeglichen werden. Häufig sind es Missverständnisse, die zu Zerwürfnissen führen. All dem widerstehen wir am besten, wenn wir uns um die Tugend der Großzügigkeit bemühen. Wir können sie auch Großherzigkeit nennen, diese Tugend.

In der Leidensgeschichte Jesu haben wir ein erschütterndes Beispiel für die Finsternis, die der Hass in der Seele des Menschen verbreitet. Der Hohepriester Kaiphas war ein Todfeind Christi. Er war ein kluger und energischer Mann, der seine Ziele mit unerbittlicher Energie verfolgte. Er kannte die Wunder Jesu, er wusste sicher auch von der Heilung des 38jährigen Kranken und von dem Wunder an dem Blindgeborenen, vielleicht war auch selber bei der Auferweckung des Lazarus zugegen gewesen, auf jeden Fall hatte er eine ganze Reihe von Augenzeugen um sich, die die Wunder und Wundertaten Jesu gesehen hatten. Er kannte also die Persönlichkeit Jesu und den machtvollen Einfluss, der von ihm ausging,

und er kannte auch die Vorbilder und die Weissagungen des Alten Bundes, und doch blieb er blind für alles, was die Gottheit Christi bewies. Er hasste diesen Propheten. Darum waren seine Augen geblendet. Er ist nicht der Einzige in der Geschichte geblieben, der den Weg zu Christus nur darum nicht fand, weil er eine bewusste und gewollte Gegeneinstellung gegen ihn einnahm und von daher in seinem inneren Blick getrübt war.

Ich sagte: Das Thema des 1. Teils des 1. Johannes-Briefes ist der Wandel in Gott. Dieses Thema entfaltet der Brief in vier Punkten. In einem ersten Abschnitt geht es um Gott als die verpflichtende Norm unseres Lebens (1, 5 - 7), in einem zweiten um die Vergebung der Sünden (1, 8 - 2, 2), in einem dritten um die wahre Gerechtigkeit (2, 3 - 11), in einem vierten um die Gefahren der Sünde (2, 12 - 28). Mit diesem vierten Abschnitt wollen wir uns nun des Näheren befassen. Er umfasst die Verse 12 - 28 des 2. Kapitels unseres Briefes. Ein erster Punkt ist hier die Weltliebe. So könnten wir die Verse 12 - 17 des 2. Kapitels überschreiben. Da geht es dann im Einzelnen um das religiöse Gegengewicht gegen die Weltliebe (Verse 12 - 14) und um die Warnung vor der Weltliebe (Verse 13 - 17). Eine erste Gefahr der Sünde ist die Weltliebe (2, 12 - 17), eine zweite ist das Antichristentum (2, 18 - 28).

„Kinder“, so heißt es am Anfang der Darlegungen über die Weltliebe, „ich schreibe euch, weil euch die Sünden vergeben werden um seines Namens willen. Ich schreibe euch, ihr Väter, weil ihr den erkannt habt, der von Anbeginn ist. Ich schreibe euch, ihr Jünglinge, weil ihr den Bösen überwunden habt. Kinder, ich schreibe euch, weil ihr den Vater kennt. Ich schreibe euch, ihr Väter, weil ihr den erkannt habt, der von Anbeginn ist. Ich schreibe euch, ihr Jünglinge, weil ihr stark seid, weil das Wort Gottes in euch bleibt und weil ihr den Bösen überwunden habt“ (2, 12 - 14). In diesen drei Versen ist von dem Gegengewicht gegen die Weltliebe die Rede.

Wir haben hier die allgemeine Anrede „Kinder“ und dann die spezifische Anrede „Väter“ und „Jünglinge“. Die Anrede „Kinder“ richtet sich in Vers 12 und Vers 14 nicht im eigentlichen Sinn an Menschen im kindlichen Alter, sondern an die Mitglieder der christlichen Gemeinden allgemein. Man muss die Anrede hier als eine familiäre Anrede verstehen. Sie erinnert an die geistige Vaterschaft, die begründet wird durch die Verkündigung des Evangeliums und durch die Spendung der Taufe. Wenn sodann die Väter und die Jünglinge angeredet werden, so geht es dem Verfasser des Briefes um die ältere und die jüngere Generation in den Gemeinden. Die Frauen sind nicht erwähnt, doch gilt für sie einschliessweise das, was der Verfasser von den Männern sagt. Die ältere wie auch die jüngere Ge-

neration wird gelobt für ihre Treue im Glauben. Die Älteren haben eine tiefe Erkenntnis Christi erlangt, die Jüngeren haben dem Teufel entschiedenen Widerstand entgegengebracht. Sie haben ihn durch die Abkehr vom sündhaften, weltlichen Treiben und durch einen frommen Lebenswandel Bösen besiegt²³.

In diesen drei Versen (12-14) wird festgestellt, dass die Gemeinden grundsätzlich mit der Sünde gebrochen haben, dass die ältere Generation den Gottmenschen tiefer erfasst und die jüngere Generation sich im Kampf des Lebens bewährt hat. Es werden also alle gelobt, weil sie Gott gegenüber die richtige Grundeinstellung und die rechte innere Haltung haben. Mögen sie hier und da aus Schwäche fehlen, so ist doch ihr Wille bewusst auf Gott hin ausgerichtet. Daher heißt es im Text: Die Sünden werden euch vergeben.

Die Vertiefung in das Wort Gottes, die Teilnahme am heiligen Opfer und am Opfermahl müssen bei uns dieselbe Haltung hervorrufen. Wenn wir uns darum bemühen, dann steht die regelmäßige Beichte im Dienst der Festigung und der Vertiefung dieser Einstellung.

Die Adressaten unseres Briefes haben deshalb so gründlich gebrochen mit der Sünde, weil sie die Vergebung richtig erfasst haben. Sie haben die Vergebung erlangt um seines Namens, um des Namen Jesu willen. Ihre Reue hat sie demnach aufs Innigste mit Christus verbunden, und sie haben sich jene Gesinnung angeeignet, durch die er uns am Kreuz erlöste, die Gesinnung des restlosen Gehorsams gegenüber dem Willen des Vaters. Jede Auflehnung und jeden Eigenwillen haben sie dabei abgetan, nicht nur in einem äußeren Akt, sondern in ehrlicher Hingabe an Gott und an sein Gesetz.

Das ist für uns eine Mahnung, dass wir beim Empfang des Bußsakramentes den Schwerpunkt nicht auf das Bekenntnis legen, sondern auf die innere Umkehr.

Ernsthaften Christen ist die Beichte ein Mittel nicht nur zur Vergebung, sondern auch zur Stärkung. Sie ist für sie ein Mittel, wodurch ihnen neue Kraft und neue Energie geschenkt wird. Daher wünschen sie es geradezu, dass man etwas von ihnen fordert in der Beichte. Für die Bequemen ist das Bußsakrament ein Beruhigungsmittel wie das Morphium für den Kranken. Das Morphium heilt aber nicht, es schläfert nur ein.

²³ Johann Michl, Die Katholischen Briefe (Regensburger Neues Testament, Hrsg. von Otto Kuss, VIII, 2: Die Katholischen Briefe), Regensburg ²1968, 212.

Unter diesem Aspekt müssen wir immer wieder prüfen, ob unsere Beichte nicht zu einem bloß äußeren Ritus herabgesunken ist, den wir in bestimmten oder unbestimmten Abständen erledigen, müssen wir immer wieder prüfen, ob sie im Laufe der Jahre ein aufrichtiger, immer wieder besiegelter Bruch mit den Fehlern und Schwächen des Alltags geblieben ist.

Das erste erfreuliche Resultat des Wirkens des Johannes in den Gemeinden Kleinasiens ist die Tatsache, dass die Christen gründlich mit der Sünde gebrochen haben, das zweite erfreuliche Resultat seines Wirkens ist das, dass sie tief eingedrungen sind in die Erkenntnis Gottes, des Vaters, und seines Sohnes Jesus Christus. Dieser hatte es in seinem Erdenleben als das entscheidende Ziel seiner Arbeit an den Menschen angesehen, dass sie, so heißt es im Johannesevangelium (Joh 17, 3) „dich, den allein wahren Gott, erkennen und den, den du gesandt hast, Jesus Christus“. Genau dieses Anliegen hat auch der Jünger in den Mittelpunkt seines missionarischen Wirkens gerückt.

So ist es immer, so muss es immer sein: Das entscheidende Ziel der christlichen Mission ist stets das tiefere Verständnis des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes und des diesem Geheimnis vorausliegenden Geheimnisses des dreifaltigen Gottes.

Diese zwei Grunddogmen des Christentums sind heute aufs Ärgste angefochten. Jesus wird weithin als ein gewöhnlicher Mensch angesehen und das Geheimnis des dreifaltigen Gottes wird weithin modalistisch verstanden, das heißt die drei Personen in Gott sind nicht wirkliche Personen, sondern nur jeweils verschiedene Offenbarungsweisen des einen unbegreiflichen Gottes. Mal begegnet uns Gott demnach als Vater, mal als Sohn und dann wieder als Heiliger Geist.

Als der Tübinger Theologe Hans Küng vor drei Jahrzehnten durch die römische Glaubenskongregation gemäßregelt wurde, wies man vor allem hin auf seine rationalistische Verfremdung des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes. In seinem Christusbild vermochte man nicht mehr den überlieferten Glauben der Kirche zu erkennen. Inzwischen hat sich diese Position ausgebreitet, ist sie die Position nicht weniger theologischer Lehrer und Gemeindepriester geworden, ganz zu schweigen von den Pastoralassistenten, den Pastoralreferenten und den Religionslehrern. Auch die ständigen Diakone sind weithin nicht frei davon.

Wenn aber Christus nicht der Sohn Gottes ist, wenn er nur ein Mensch ist, ein großer und bedeutender Mensch vielleicht, dann verliert auch das Sakrament des Altares seine Grund-

lage. Wie es um dieses bestellt ist, ergibt sich aus der Tatsache, dass immer mehr Priester nicht mehr an Werktagen das heilige Opfer feiern wollen, ja, dass nicht einmal mehr in Priesterseminaren die tägliche Messfeier selbstverständlich ist.

Unser Gottesbild muss wachsen und reifen mit zunehmendem Alter. Kindliche Vorstellungen über Gott sind nicht selten der entscheidende Grund, weshalb man sich von ihm abwendet. Auf einen ausgewachsenen Körper passt der Kopf eines Kindes nicht mehr. Wenn alles wächst in unserem Leben, so gilt das natürlicherweise auch von dem Bild, das wir uns von Gott machen sowie von der Art und Weise, in der wir unser Glaubensleben führen. Was wächst, braucht Nahrung. Das gilt auch für unsere religiösen Vorstellungen. Wenn heute die Predigten im Allgemeinen sehr seicht sind, müssen wir uns im Hinblick auf die Vertiefung unserer religiösen Vorstellungen und unseres religiösen Lebens selber versorgen durch die Lektüre guten religiösen Schrifttums. Die Frage, ob wir uns um gute religiöse Schriften bemüht haben, gehört heute in jedem Fall in den Beichtspiegel.

Gerade angesichts der oft sehr dürftigen Verkündigung des Glaubens der Kirche - quantitativ wird heute mehr gepredigt als je zuvor, qualitativ weniger als je zuvor - sind religiöse und geistliche Gespräche ein Gebot der Stunde. Wenn ich sagte, dass die Verkündigung dürftig geworden ist, so gilt das noch mehr für die Katechese. Der Religionsunterricht ist weithin zu einer Crux geworden, wovor freilich die Verantwortlichen im Allgemeinen die Augen verschließen. Wenn man sich ausgiebig informiert über den Religionsunterricht, wie er in den verschiedenen Schularten und Schulstufen erteilt wird, kommt einem zuweilen der Gedanke, dass es besser wäre, die Kirche würde freiwillig auf das Privileg des Religionsunterrichtes an den öffentlichen Schulen verzichten. Allein hier setzt sich das fort, was an den theologischen Fakultäten und den Priesterseminaren beginnt.

Nicht nur das Gottesbild, das sich die Adressaten des 1. Johannesbriefs gebildet haben, ist geradezu ideal, auch das Bild, das sie sich von Christus gebildet haben, ist es. Beides, das Gottesbild und das Christusbild, wird in erhabener Weise im Johannesevangelium dargestellt. Das geschieht dort in Absetzung von der gnostischen Irrlehre, mit denen sich auch unser Brief auseinandersetzt. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Gnosis in ihren verschiedenen Spielarten in damaliger Zeit ein globales Phänomen war und dass sie als solche eine tödliche Bedrohung des Christentums darstellte

Die Gnosis war nicht nur im christlichen Altertum global tätig, in allen Jahrhunderten stellte sie sich gegen das Christentum und suchte es zu überrunden. Heute geschieht das in der

Gestalt des New Age, der so genannten sanften Verführung des Wassermanns. Die Gefährlichkeit dieser modernen Gnosis wird heute im Allgemeinen nicht erkannt. Auf jeden Fall war sie in den ersten Jahrhunderten für das Christentum eine Frage auf Leben und Tod.

Immer war die Gnosis eine besondere Versuchung der Intellektuellen. Das gilt auch für die Gnosis des christlichen Altertums. Auch sie verbreitete sich am meisten unter den Gebildeten. Der Grund dafür ist der, dass die Gnosis dem Intellekt schmeichelt. Man hat die Gnosis als „emanzipierte Heilserkenntnis“ bezeichnet, als eine Erkenntnis, die aus dem menschlichen Bemühen stammt, nicht aus dem gehorsamen Hören auf das Wort Gottes.

Weil die Gnosis sich in alter Zeit vor allem unter Gebildeten ausbreitete, entfaltete sie ihrerseits damals eine umfangreiche literarische Tätigkeit und erwies sich so auch formal dem Christentum überlegen.

Wie wir heute wissen, hat der Gnostizismus schon früh eine christliche Dichtkunst und eine weit verbreitete religiöse Volksliteratur hervorgebracht und auch sonst eine hohe geistige Kultur begründet. Umso erstaunlicher ist es, dass die Kirche in der Auseinandersetzung mit der Gnosis den Sieg davon getragen und der Gnosis eine totale Niederlage bereiten konnte.

Heute scheint sie da weniger einsichtig und noch weniger kraftvoll zu sein im Widerstand gegen das, was ihre Grundlagen unterminiert.

Die Auseinandersetzung mit der Gnosis leisteten die Kirchenväter, indem sie den Glauben an den einen Gott, den Schöpfer der Welt und den Gesetzgeber des Alten Bundes betonten, den geschichtlichen Charakter Jesu, der Offenbarung und der kanonischen Schriften, die Realität der Menschwerdung Gottes, die Einmaligkeit der Erlösung, den Ärgernischarakter des Kreuzes, die apostolische Nachfolge, die apostolische Sukzession der Bischöfe, die Bedeutung der Überlieferung und die Gnadenhaftigkeit des in den Sakramenten vermittelten Heiles. Gleichzeitig prangerten sie damals die heidnischen Ungereimtheiten und Absurditäten der Gnosis an.

Die Auseinandersetzung mit der Gnosis ist ein Zeugnis für die kritische Haltung der Alten Kirche, die ein klares Gespür für das Echte hatte, sie ist ein Zeugnis für ihre intellektuelle Kraft und für ihre Vitalität. Die Alte Kirche erkannte das dezidiert antichristliche Daseins-

verständnis des Gnostizismus, obwohl es nicht leicht erkennbar war, und hatte die Kraft, diese gefährliche Irrlehre zu überwinden, und zwar radikal. Die Auseinandersetzung mit der Gnosis zwang sie zu tieferem Nachdenken über ihren Glauben und zur Abgrenzung des wahren Glaubens von den Glaubensirrtümern und zur genaueren Formulierung der Grundlagen ihres Glaubens. Dabei führte sie zu einer stärkeren literarischen Tätigkeit der Theologen und zu einer fruchtbaren Entfaltung der christlichen Ideen.

Die Gnosis profitierte davon, dass ihre Lehren eher der Erwartung der Menschen entsprachen als die Lehren der Offenbarung. Sie unterwanderte das Christentum und entfaltete eine außergewöhnlich lebendige Propaganda. Ihre Überwindung durch die Alte Kirche ist ein eindrucksvolles moralisches Wunder, ein Faktum, das auf den göttlichen Ursprung des Christentums hinweist, vielleicht mehr noch als das Phänomen des Martyriums, dessen apologetische Bedeutung man ebenfalls nicht unterschätzen darf.

Letztlich erfolgte die Überwindung der Gnosis in alter Zeit nicht durch philosophische Spekulation und theologische Gelehrsamkeit, sondern durch die kraftvolle Überzeugung, dass die Kirche durch den Geist Gottes geführt werde und dass das Lehramt der Kirche mit dem Charisma ausgestattet sei, die Wahrheit unfehlbar zu verkünden. Sie erfolgte im Vertrauen auf eine objektive Instanz, der gegenüber man den Subjektivismus der Gnosis als Verfälschung des Willen Gottes entlarvte. Dem willkürlichen Bibelkanon der Gnostiker stellte man den kirchlichen Kanon der Heiligen Schriften gegenüber und angesichts der subjektiven Bibeldeutung der Gnostiker verwies man auf die autoritative Deutung der Schrift durch die Kirche. Man fasste die wichtigsten Glaubenswahrheiten in einprägsamen Formeln zusammen, in den so genannten Glaubensbekenntnissen, die von Anfang antignostisch aufgebaut sind, und betonte, der Glaube der Apostel werde allein in der konkreten Verkündigung der Kirche gefunden. Mit den Aposteln wusste man sich dabei verbunden durch die Bischöfe, die durch die Kette der Handauflegungen in der apostolischen Nachfolge standen.

Wir müssen uns weiterbilden in der Erkenntnis Gottes und des trinitarischen Geheimnisses sowie in der Erkenntnis des menschengewordenen Gottes, der uns erlöst hat. Wir müssen darum besorgt sein, dass wir unser religiöses Leben vertiefen. Das kann durch gute Lektüre geschehen oder auch durch gute Glaubensgespräche. Nicht zuletzt muss es aber geschehen durch das Gebet, speziell durch das betrachtende Gebet. Wenn wir um der religiösen Vertiefung willen täglich eine Viertelstunde im stillen Nachdenken, in besinnlicher Schriftlesung und im betrachtenden Gebet verbringen, so werden uns neue Welten aufgehen.

Das dritte erfreuliche Resultat des Missionswirkens des Verfassers des 1. Johannesbriefs ist der Sieg der jüngeren Generation über den Bösen. Im Alter setzt sich der Mensch mit Gott auseinander, in der Jugend mit dem Leben. Johannes darf der ihm anvertrauten Jugend das Zeugnis ausstellen, dass sie tapfer gekämpft und die inneren und äußeren Anfechtungen des Feindes überwunden hat. Ihr Glaube und ihre Moral sind gefestigt. Sie sind weder den falschen Lehren noch den sittlichen Verirrungen der Gnosis verfallen. Die Jugend war diesen Gefahren am stärksten ausgesetzt, denn die Gnosis galt als modern. Der Böse konnte sie nicht zu Fall bringen, nicht durch die Verlockung der Leidenschaft, nicht durch die Irrlehren und nicht durch falsche und schiefe Lebensauffassungen. Sie blieben fest und ließen sich nicht betören, sie hatten den Mut, an der christlichen Wahrheit festzuhalten, die man als veraltet und überholt hinstellte. Wenn die jungen Menschen standhaft geblieben sind, zeigt das, dass Johannes und seine Helfer in ihnen ein tiefes religiöses Fundament gelegt haben.

Die Labilität der jungen Menschen von heute im Religiösen stellt der Seelsorge von gestern nicht gerade ein gutes Zeugnis aus. Dem Abfall der Jugendlichen von der Kirche und vom Christentum geht allerdings der Abfall der Erwachsenen voraus. Das dürfen wir nicht übersehen. In jedem Fall sind die mildernden Umstände, die man den jungen Menschen zubilligen muss, zahlreicher als jene, die man den Erwachsenen zuerkennen muss.

Wie leicht der Mensch, vor allem der junge Mensch, den antichristlichen Strömungen einer Zeit zum Opfer fällt, das erfahren wir jeden Tag aufs Neue. Denken wir nur einmal an die Mode, die sich so antichristlich und unmoralisch darstellt wie noch nie zuvor, die heute die Öffentlichkeit total beherrscht, tyrannisiert möchte man sagen.

Es gibt viele Wege, sich zu wappnen gegenüber der Faszination des Zeitgeistes. Ein Weg ist hier auf jeden Fall die Einübung des Opfers, der Entsagung, des Verzichtes in der bewussten Nachfolge Christi aus Liebe zu Gott, der uns zuerst geliebt hat.

Wir sprachen mit Johannes im Kontext der Gefahren der Sünde (2, 12 - 28) von der Weltliebe und von dem Gegengewicht gegen sie. Davon ist die Rede im zweiten Kapitel unseres Briefes in den Versen 12 bis 14. In den Versen 15 bis 17 warnt Johannes dann vor der Weltliebe, indem er zunächst die Grundeinstellung des Christen zur Welt kennzeichnet (Vers 15), dann die Gefahren der Welt erläutert (Vers 16) und endlich die Vergänglichkeit der Welt thematisiert (Vers 17).

Er beginnt seine Warnung vor der Weltliebe mit dem Satz: „Liebt nicht die Welt und nicht das, was in der Welt ist“ (2, 15).

Er ist dankbar für das erfreuliche Bild, das seine Gemeinden darstellen. Das aber macht ihn nicht sorglos. Er kennt die Gefahren, die von Seiten der Welt drohen. Er weiß, dass, um mit Paulus zu reden, wir unseren Schatz in zerbrechlichen Gefäßen tragen (2 Kor 4, 7). Niemand ist sicher vor den Gefahren einer säkularisierten Welt. Jeder ist ein Kind seiner Zeit. Und der Fürst dieser Welt ist nicht untätig, er möchte sein Reich nicht nur in der Welt aufbauen, sondern auch in der Seele möglichst vieler Menschen. Deshalb muss der Christ Abstand bewahren von der Welt. Er muss vorsichtig sein und wachsam. Die Welt ist und bleibt die Domäne des Gegenspielers Gottes. Der Christ ist nicht gegen die Welt als solche, er muss und darf sich ihrer bedienen, soweit sie ihn nicht vom rechten Weg wegführt, er darf sich an ihr freuen, sofern sie nicht gegen Gott steht, aber niemals darf er sich an sie, an die Welt, verlieren und sie um ihrer selbst willen erstreben.

„Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe zum Vater nicht in ihm“ (2, 15). Mit diesen Worten weist Johannes darauf hin, dass es schwer ist, den Abstand zur Welt zu bewahren. Aber niemand kann Weltkind und zugleich Gottes Kind sein. Hier gibt es nur ein „Entweder - oder“, nicht ein „Sowohl - als auch“. Der Mensch darf das Gute und Schöne in der Welt bejahren, ja, er muss es bejahren, er darf die Familie, die Heimat und das Vaterland lieben, diese Liebe ist seine moralische Pflicht, er darf seinem Beruf und seiner Pflichterfüllung mit Freuden nachgehen, und er muss es, aber über allem muss die Liebe zum Vatergott stehen, diese Liebe muss alles beseelen, und sie muss der letzte Beweggrund von allem sein in unserem Leben.

Wir dürfen nicht vergessen, dass der Teufel der Fürst dieser Welt ist. So charakterisiert Jesus ihn wiederholt im Johannes-Evangelium (Joh 12, 31; 14, 30; 16, 11). Im 1. Petrusbrief heißt es, dass er wie ein brüllender Löwe umhergeht in der Welt, um die zu suchen, die er verschlingen kann (1 Petr 5, 8).

Die Übung des freiwilligen Verzichtes bewahrt uns vor verhängnisvollen Bindungen und garantiert uns den Erhalt der inneren Freiheit. Wir sprechen hier traditioneller Weise von der Askese. Sie ist bedeutendes Element des christlichen Tugendstrebens, jedenfalls im katholischen Verständnis, im protestantischen wird sie beargwöhnt.

Es ist ein Faktum, dass unsere Wünsche uns versklaven, wenn wir ihnen stets nachgeben. Und die Askese ist nach wie vor ein notwendiges Element im Leben des Christen, der berufen ist, dem gekreuzigten und auferstandenen Christus nachzufolgen in der „imitatio Christi“.

Der heilige Ignatius von Loyola, dessen 450. Todestag wir am morgen (am 31. Juli 2006) begehen werden, empfiehlt uns zur Bewahrung der inneren Freiheit, in Konfliktsituationen, wenn wir nicht wissen, wie wir handeln oder ob wir handeln sollen, dass wir uns immer wieder fragen: „Was nützt mir das für die Ewigkeit?“ Diese Frage korrespondiert ganz und gar dem Lebensprogramm dieses großen Heiligen: „Omnia ad maiorem dei gloriam“ - „Alles zur größeren Ehre Gottes“.

Der Verfasser des 1. Johannesbriefs charakterisiert in Vers 16 des 2. Kapitels die Gefahren der Welt mit folgenden Worten: „Denn alles, was in der Welt ist, die Fleischeslust, die Augenzucht und die Hoffart des Lebens, stammt nicht vom Vater, sondern von der Welt“ (2, 16). Damit deckt er die letzten Wurzeln auf, aus denen das Handeln der Weltmenschen hervorgeht. Mit ihrem leiblichen Leben wie auch mit ihrem geistigen Leben sind sie vollends der Erde verhaftet.

Gewiss, jeder soll und muss für seinen Leib sorgen, und er darf sein irdisches Leben absichern und entfalten, ja, er muss es gar im Rahmen seines Standes und seiner Berufung, aber allzu leicht und allzu oft wird die Sorge für das leibliche Wohlergehen, die Sorge für das irdische Leben, das Erste und Beherrschende im Leben. Das aber ist nicht recht, das ist ein Verrat an der christlichen Berufung, ja, das ist schon Verrat an unserer menschlichen Konstitution, sofern wir geistige Wesen sind, begabt mit dem Intellekt und dem freien Willen. Denn die Seele ist mehr wert als der Leib, und das unvergängliche Leben hat den Vorrang gegenüber dem vergänglichen. Es ist daher töricht, dem Leib mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als notwendig ist, er muss diszipliniert werden, weil er sonst immer mehr verlangt, weil er unersättlich ist in seinem Verlangen.

Die Ursünde hat die Unordnung in unser Leben hineingetragen. Diese zeigt sich in erster Linie in unserem leiblichen Leben. Die Theologie spricht von der Konkupiszenz oder von der Begierlichkeit oder von der bösen Begierde als einer bedeutsamen Folge der Ursünde. Die Reformatoren haben die Konkupiszenz in einer solchen Weise in den Mittelpunkt gerückt, dass sie in ihr das Wesen der Ursünde erblickten. Dagegen stellte das Konzil von Trient klar fest, dass die Konkupiszenz oder die Begierlichkeit oder die böse Begierde

nicht die Ursünde ist, dass sie vielmehr die Konsequenz der Schwächung des Verstandes und des Willens des in der Ursünde gefallenen Menschen darstellt. Die Seele und der Leib wurden verwundet durch die Ursünde, nicht jedoch in ihrer Natur völlig zerstört. So bekennt es das Konzil von Trient²⁴.

Das sittliche Leben verlangt von uns, dass wir dem niederen Begehren widerstehen, dass wir unser Triebleben, in welcher Weise auch immer es sich darstellt, ordnen und disziplinieren. Es geht hier um den Selbsterhaltungstrieb und den Fortpflanzungstrieb, wobei der Letztere der stärkere ist. Im Leben des modernen Menschen steht er im Mittelpunkt, und bei nicht wenigen ist er völlig aus den Fugen geraten, speziell seitdem man gelernt hat, die sexuelle Lust auf einfache Weise von dem eigentlichen Ziel des Fortpflanzungstriebes zu trennen. Weil der Fortpflanzungstrieb aus den Fugen geraten ist, deswegen produziert er heute immer neue Perversitäten, versklavt er ganze Generationen und bringt er eine Unmenge von Leid hervor. Wir müssten es eigentlich wissen, dass ganze Völker daran zugrunde gegangen sind, an der sexuellen Hypertrophie und an der sexuellen Permissivität, aber wir lernen nicht aus der Geschichte. Dabei empfiehlt sich dieser Trieb merkwürdiger Weise immer wieder mit der Verheißung der höchsten Steigerung des Glücks, und er findet Glauben bei nicht Wenigen. Zur Einsicht kommen sie dabei oftmals, wenn es schon zu spät ist.

Für die Unordnung dieser zwei Triebe und ihre Eskalation, des Fortpflanzungstriebes und des Selbsterhaltungstriebes, steht der Begriff der Fleischeslust. Sie bezeichnet das ungeordnete Streben des Menschen nach Genuss.

Außer von der Fleischeslust spricht Johannes von der Augenlust. Darunter verstehen wir die Unordnung im Streben nach Besitz. Wir sprechen hier für gewöhnlich von dem Laster der Habgier. Auch das Streben nach Besitz ist nicht leicht zu zügeln, vor allem im Alter. Vielmals erwächst die Augenlust aus der Fleischeslust. Je mehr man besitzt, um so mehr will man haben. Dann weckt jeder Besitz, den man bei anderen sieht, das eigene Begehren. Das Streben nach Besitz ist als solches nicht zu verwerfen. Gott hat es in unsere Natur hineingegeben. Es kann uns auch sonst zu erhöhtem Streben anspornen, es kann den Fleiß und den Eifer steigern. Verderblich ist es aber, wenn es den Menschen beherrscht. Dann gebiert es immer neue Laster, dann verliert der Mensch vor allem seine innere Ruhe und seine Freiheit. Dann wird von Neid und Eifersucht gequält. Vor allem aber verliert er dann

²⁴ DS 1515. 1521.

seine Orientierung auf die Ewigkeit hin, dann verliert er den Geschmack, so könnte man sagen, an den himmlischen Gütern.

Der Verfasser des 1. Johannes-Briefes charakterisiert das Verfallensein des Menschen an die Welt nicht nur durch die Fleischeslust und die Augenlust, sondern auch durch die Hoffart des Lebens. Darunter ist das maßlose Streben des Menschen nach Geltung und Einfluss, nach Macht und Ehre zu verstehen. In der Hoffart des Lebens begegnet uns jener gottfeindliche Geist, der Luzifer einst angetrieben hat, seinem Schöpfer den Gehorsam aufzukündigen und sich selbst zum Herrn der Welt aufzuschwingen, jener Geist, in dem Adam und Eva einst auf das Übernatürliche verzichteten und in der diesseitigen Welt ihre Lebenserfüllung suchten.

In der Fleischeslust, in der Augenlust und in der Hoffart des Lebens wird der Mensch von den drei Grundstrebungen übermächtig, vom Genussstreben, vom Besitzstreben und vom Streben nach Macht und Ehre.

Man könnte sich fragen, welche Versuchung die größere ist. Wahrscheinlich wird das bei den verschiedenen Menschen verschieden sein, und noch einmal wird das verschieden sein in den verschiedenen Epochen des Lebens. Vieles spricht dafür, dass die Versuchung, dem ungeordneten Streben nach Macht und Ehre zu verfallen, die größte Versuchung ist. Möglicherweise ist sie aber auch latent enthalten in den zwei anderen Versuchungen, in dem ungeordneten Streben nach Genuss und nach Besitz. Überhaupt scheinen diese drei Versuchungen irgendwie in einem inneren Zusammenhang zu stehen.

Der Autor des 1. Johannes-Briefes erklärt jedenfalls, dass die Verfallenheit an den Genuss, an den Besitz und an die Macht, die in der Welt bestimmend wirken, nicht vom Vater stammen, sondern aus einer rein irdischen, aus einer völlig ungöttlichen Einstellung hervorgehen. Auf jeden Fall wirkt sich hier in eklatanter Weise die Ursünde aus, hat sie hier ein Ventil ihrer zerstörerischen Dynamik gefunden.

Das Gegenmittel gegen das Verfallensein an die hier genannten drei Grundstrebungen ist in jedem Fall die Übung des Verzichtes, die Praxis des freiwilligen Opfers, das Bemühen, ein entsagungsvolles Leben zu führen und so in Demut Christus nachzufolgen.

Die Sucht, zu genießen, zu besitzen, zu gelten, ist stark im Menschen. Dennoch ist es törricht, sich von ihr bestimmen zu lassen. Sie ist vergänglich in ihren Objekten. Der Leib

verwelkt und verfällt, Geld und Gut sind unbeständiger Besitz, manchmal gehen sie über Nacht verloren, und am Ende wird uns alles aus der Hand genommen. Auch Ehre und Ansehen sind nicht von Dauer. Oftmals sind sie auch trügerisch. Zudem ist das menschliche Herz wankelmütig. Und allzu schnell können wir gedemütigt werden.

Nicht wenige Heilige sind durch den Gedanken an die Vergänglichkeit all dessen, was wir erstreben in der Ordnung oder in der Ungeordnetheit auf dem Weg zur Heiligkeit gekommen.

Die Vergänglichkeit dieser Welt kommt uns vor allem dann zum Bewusstsein, wenn wir an den Tod denken. Viele sind heilig geworden, weil sie oft und ehrlich über den Tod nachdachten. In der „Ars moriendi“, in der „Kunst des rechten Sterbens“, die man im Mittelalter intensiv entfaltete und lehrte, bestand die entscheidende Übung darin, dass man jeden Tag dem Tod ins Angesicht schaute, dass man immer wieder das „memento mori“ übte, dass man immer wieder über den Tod nachdachte. Man wusste, dass der, der sich im Leben mit dem Tod beschäftigt, ihn im Sterben als Freund begrüßen darf.

Auch die Lust ist vergänglich. Je mehr sich der Mensch ihr hingibt, umso stärker wird er ihre innere Leere und Hohlheit erfahren und nicht selten gar Ekel und Überdruß empfinden.

Ignatius von Loyola stellt am Anfang seines Exerzitenbüchleins fest, dass wir, wenn wir uns für das Gute entscheiden, zunächst traurig sind, dann aber schon bald mit Freude erfüllt werden, wenn wir das Gute getan haben, dass wir hingegen, wenn wir uns für das Böse entscheiden, im Augenblick glücklich sind, dass dieses Glück sich aber schon bald in Unglückseligkeit und in Traurigkeit verwandelt.

Im 4. Abschnitt des 1. Teils des 1. Johannesbriefes geht es um die Gefahren der Sünde (2, 12 - 28). Der Abschnitt zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil geht es um die Weltliebe, um das Gegengewicht gegen die Weltliebe (2, 12 - 14) und um die Warnung vor der Weltliebe (2, 15 - 17). Im 2. Teil dieses Abschnittes geht es um das Antichristentum (2, 18 - 28). Der Verfasser des 1. Johannesbriefes versteht das Antichristentum als die stärkste Auswirkung der Weltliebe. Im Einzelnen schildert er dabei das Auftreten des Antichristentum (2, 18 - 21), sein Wesen (2, 22 - 25) und seine Ablehnung durch die wirklichen Christen (2, 26 - 28).

Zunächst einige Bemerkungen zum Auftreten des Antichristen (2, 18 - 21). Sein Auftreten erfolgt in der letzten Stunde (2, 18), er und die vielen Antichristen sind aus den Reihen der Gläubigen hervorgegangen, somit sind sie das Produkt menschlichen Versagens (2, 19), und der wirkliche Christ kann keine Gemeinschaft haben mit dem Antichristen und mit den Antrichristen (2, 20 f).

Wiederum haben wir hier die Anrede „Kinder“, die zum einen das väterliche Verhältnis des Verfassers des 1. Johannesbriefes zu den Gläubigen in Kleinasien zum Ausdruck bringt, zum anderen aber auch deshalb gewählt wird, weil Johannes die Gläubigen hier eindringlich belehren und warnen will. Die letzte Stunde ist gekommen. Sie ist äußerst gefährvoll, weil sie dem Weltende vorausgeht.

In Christus ist die Höhe der göttlichen Offenbarung erreicht. Mehr kann Gott für seine Schöpfung nicht tun, als er es getan hat in der Menschwerdung seines Sohnes. Sie war für alle die letzte dringende Einladung, in seinen Weinberg zu kommen.

Für den Einzelnen begann diese Stunde bei den Adressaten unseres Briefes in der Taufe. Die meisten von ihnen hatten das Sakrament nämlich als Erwachsene empfangen und waren damit bewusst in den letzten und entscheidenden Abschnitt ihres Lebens eingetreten.

Der Empfang des Sakramentes der Taufe war für sie jene Stunde, die für uns dann gekommen ist, wenn wir uns unserer Taufgnade und unserer Taufverpflichtung ganz und voll bewusst werden. Das kann geschehen in Exerzitien, in einer Mission, durch eine besondere Erleuchtung der Gnade oder auch durch ein erschütterndes Ereignis, das uns plötzlich den ganzen Ernst unseres Lebens zeigt.

Und diese letzte Stunde - für die Gläubigen in Kleinasien war sie jene Stunde, in der sie das Sakrament der Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist empfangen, für uns war sie jene Stunde, in der wir begannen, ganz bewusst aus der Taufgnade und der Erleuchtung durch die Taufe zu leben -, diese letzte Stunde geht unaufhaltsam weiter. Wenn sie einst zu Ende sein wird, dann erscheint der Herr und die Entscheidung für die Ewigkeit ist da, dann kommt Christus wieder „auf den Wolken des Himmels“.

Die letzte Stunde hat also schon begonnen. Eine zweite Stunde wird uns nicht mehr gewährt. Deshalb ist unser Leben so ernst und deswegen ist die Mahnung des Apostels so eindringlich.

PREDIGTEN IN MUENCHEN

PREDIGT UEBER DIE VEREHRUNG DER HEILIGEN ENGEL, GEHALTEN AM 28. JULI 2006 IM EXERZITIENHAUS SCHLOSS FUERSTENRIED IN MUENCHEN

Die Verehrung der Engel ist in den letzten Jahren sehr in den Hintergrund getreten. Vielfach hat sich in uns die Vorstellung breit gemacht, Engelverehrung, das sei bestenfalls etwas für kleine Kinder. Wir haben die Engel in bedenklicher Weise in die Nähe der Märchengestalten gerückt. Schuld daran ist nicht zuletzt ihre bildliche Darstellung. Hier besteht eine grundsätzliche Verlegenheit, denn Engel sind reine Geister. Wie aber soll man Geister darstellen? Das ist grundsätzlich nicht möglich, denn sie sind unsichtbar. Sie sind ebenso unsichtbar, wie auch Gott und unsere eigene Seele unsichtbar sind, sie sind ebenso unsichtbar, wie auch der auferstandene Christus unsichtbar ist.

Jede Darstellung der Engel kann nur ein Hinweis sein auf ihre Eigenschaften oder auf ihre Tätigkeiten und ihre Aufgaben. Sie muss vor allem so sein, dass uns die unausdenkbare Größe und Majestät dieser Wesen sogleich zum Bewusstsein kommt. Das ist nicht unbedingt gewährleistet, wenn man sie als Kinder darstellt, mit Flügeln, wie es in der Kunst seit etwa 500 Jahren geschieht. Vorher, in früheren Engeldarstellungen, wird eher der überirdische Glanz dieser Wesen deutlich, ihre Geheimnishaftigkeit, ihre Macht und ihre Größe.

*

Die Offenbarung sagt uns, dass Gott außer der sichtbaren Welt eine unsichtbare Welt geschaffen hat, die Welt der Geister. Das haben nicht wir uns ausgedacht, das hat Gott selbst uns mitgeteilt, das sagt uns die Offenbarung, eine Kunde aus der jenseitigen Welt. Nun sagen viele heute: Es gibt nur das, was sichtbar ist. Die Zahl derer, die so reden, scheint im Wachsen begriffen zu sein. Es gibt nur das, was sichtbar ist, das sagen nicht wenige Menschen, die in ihrer Umwelt als besonders klug gelten. Nur das Sichtbare gelten zu lassen, ist jedoch töricht, denn wenn wir auf die Wirkungen schauen, so gibt es viele Ursachen, die wir nicht sehen können. Wir Menschen gehören der sichtbaren und der unsichtbaren Welt

an, sofern wir aus einem sichtbaren und einem unsichtbaren Element zusammengesetzt sind, aus dem sichtbaren Leib und der unsichtbaren Seele. Das ist die *conditio humana*, die zugleich unsere Größe und unser Elend ist. Wir sind Wanderer zwischen zwei Welten, wir sind unterwegs zur unsichtbaren Welt hin.

Gott hat die unsichtbare Welt aus dem gleichen Grund geschaffen, aus dem er auch die sichtbare Welt geschaffen hat, aus Liebe. Daher ist die Bestimmung der unsichtbaren Welt die gleiche wie jene der sichtbaren Welt, nämlich dass sie ihren Schöpfer lobt und preist.

Ist auch die Welt der Geister unsichtbar, so gibt es doch mannigfache Beziehungen von dort nach hier: Gott hat seine Engel nicht selten in Dienst genommen und sie zu unserem Schutz und zu unserer Hilfe aufgeboden. Ja, er nimmt die Engel immerfort in Dienst, indem er sie uns als Schutzengel zur Seite stellt. Von daher haben sie ihren Namen, denn Engel, das ist ein Wort, das wir aus dem Griechischen übernommen haben, es bedeutet soviel wie Bote. Gott nimmt die Engel in seinen Dienst, er sendet sie als seine Boten aus, zur Hilfe, zum Heil und zum Segen der Menschen.

In der Heiligen Schrift ist immer wieder vom Dienst der Engel die Rede: Ein Engel schlug die Erstgeburt der Ägypter vor der Befreiung der Israeliten, Engel dienten Jesus in der Wüste und am Ölberg, Christus wird am Ende der Tage wiederkommen mit seinen Engeln, Engel werden beim Jüngsten Gericht die Guten von den Bösen scheiden.

Vor allem aber hat Gott, das dürfen wir nicht vergessen, uns allen, einem jeden von uns, einen Schutzengel zur Seite gegeben, der uns begleitet, der uns behütet in den Gefahren des Leibes und der Seele, wenn wir auf ihn hören.

Drei Engel sind uns namentlich bekannt aus der Heiligen Schrift, wir nennen sie Erzengel: Michael, Gabriel und Raphael. Sie sind von Gott in der Geschichte des Heiles mit besonderen Aufträgen betraut worden, mit Aufträgen, die jeweils durch ihre Namen angedeutet werden.

Der Name Michael bedeutet: Wer ist wie Gott? Das ist ein Name wie ein Schlachtruf. Am Morgen der Schöpfung vollzog Michael den Auftrag der Scheidung zwischen den guten und den bösen Engeln. Am Abend der Welt wird er den Antichristen vernichten, wie die Geheime Offenbarung sagt, und die neue Welt heraufführen. Der Kampf gegen das Böse und gegen alles Gottfeindliche, er ist gleichsam das Wesen dieses Engels.

Der Kämpfer gegen das Böse und gegen alles Gottfeindliche wird von alters her auch als der verehrt, der die Toten hinüberführt in das Licht des ewigen Gottes.

Wir sind in den gleichen Kampf hineingestellt wie der Erzengel Michael und wir alle müssen einmal über die Schwelle des Todes hinübergehen. Dabei bedürfen wir der Hilfe des Engels.

Das Böse, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, hat viele Gesichter. Unser Gegenüber sind die Mächte der Finsternis in der Gestalt des Unglaubens, der Gottlosigkeit, der Verlogenheit, der Triebhaftigkeit, der Leidenschaftlichkeit, der Unbeherrschtheit, der Unbotmäßigkeit, des Übermuts, der Verantwortungslosigkeit. Da gilt es zu kämpfen. Wer nicht kämpft, der hat schon verloren.

In den schweren Zeiten des zweiten Weltkriegs beteten wir im Anschluss an jede heilige Messe in einem Gebet zum heiligen Erzengel Michael: „Stürze den Satan und die anderen bösen Geister, die in der Welt umherziehen, hinab in den Abgrund der Hölle“. Dieses Gebet hat neue Aktualität erhalten. Denn die Auseinandersetzung ist heute nicht weniger grundlegend. Damals waren es die braunen Teufel, aber die Teufel brauchen keine Farbe, um sich zu verstecken. Zudem stehen sie heute, anders als damals, teilweise innerhalb des Volkes Gottes und unterminieren die Kirche und ihren Glauben, oftmals in der Gestalt von Pseudopropheten.

Gabriel bedeutet Gottes Stärke. Er bringt den Menschen bedeutsame Botschaften Gottes. Er hat Maria und der Welt die Botschaft von der Menschwerdung Gottes gebracht. Schon im Alten Testament hat er dem Propheten Daniel Gottes Weisung übermittelt.

Wir alle sind berufen, die Botschaft Gottes den Menschen zu sagen: Die Eltern in der Familie, die, die im öffentlichen Leben stehen und Verantwortung tragen, müssen sich bemühen, Gott und seiner Botschaft Gehör zu verschaffen, wir alle dürfen uns nicht fürchten, die Botschaft Gottes auch denen zu sagen, die sie nicht hören wollen. Mit uns ist Gabriel, wenn wir ihn anrufen, wenn wir uns mit ihm geistigerweise verbinden.

Der Erzengel Raphael ist uns bekannt aus der Tobiasgeschichte. Sein Name bedeutet: Gott heilt. Gott will auch heute die leidende Menschheit heilen, die seelisch-geistig und körperlich daniederliegt, er will sie heilen durch uns. Wir sollen die heilenden Kräfte des Glaubens und der Liebe zu den Menschen tragen, in der Gemeinschaft mit Raphael.

Raphael ist aber auch der besondere Schutzherr der Reisenden. Wie viele Menschen sind auf den unzählbaren Straßen dieser Welt unterwegs? Und wie viele kommen nicht ans Ziel? Und wie viele machen große und weite Umwege. Sie würden ihr Ziel erreichen oder sicherer und schneller zu ihrem Ziel gelangen, wenn sie sich den Erzengel Raphael zum Reisebegleiter erwählen und wenn sie auf seine Weisungen hören würden. Aber wichtiger als die irdischen Ziele, die wir ansteuern, ist das ewige Ziel. Um das zu erreichen, bedürfen wir des Erzengels Raphael vor allem und in erster Linie.

Ein altes Gebet lautet: Raphael und Tobias, sie seien mir Begleiter auf meiner Reise. So lernten wir einst im Priesterseminar zu beten: Raphael cum Tobia sint mihi comites in via. Zuweilen wurde dieses Gebet noch erweitert, indem der Erzengel Gabriel und die Gottesmutter noch mit einbezogen wurden. Dann lautete das Gebet: Gabriel und Maria, Raphael und Tobias, sie seien mir Begleiter auf meiner Reise. In der Sprache der Kirche: Gabriel cum Maria, Raphael cum Tobia, sint mihi comites in via.

Wir können und sollen den Menschen zu Hilfe kommen auf ihrer Reise in die Ewigkeit, in der Kraft des Erzengels Raphael. Ja, Raphael will uns selber sicher ans Ziel führen und uns vor allem Schaden an Leib und Seele bewahren, wenn wir es möchten und wenn wir uns ihm anvertrauen.

*

Engelverehrung ist nicht nur etwas für unmündige Kinder, sondern als erwachsene und mündige Christen sollen wir wissen um die Größe und Macht der Engel. Sie erinnern uns an unsere Berufung zum Kampf gegen das Böse in allen seinen Formen, an unsere Berufung zur Verkündigung der Botschaft Gottes und an unsere Berufung, der Welt die heilenden Kräfte der Gnade zu vermitteln und den Menschen Wegweiser zu sein auf den Straßen der Welt, Wegweiser zum ewigen Vaterhaus. Bei diesen vielfältigen Aufgaben stehen sie uns zur Seite. Sie begleiten und beschützen uns in allen Gefahren, nicht nur der Schutzengel steht uns zur Seite, viele Engel begleiten und beschützen uns, wenn wir auf sie hören und sie anrufen.

Gott hat uns berufen, mit den Engeln und wie die Engel zu leben. Verbunden sollen wir sein mit ihnen im Gebet, und nachahmen sollen wir sie in ihrer Vollkommenheit. Amen.

MARIENPREDIGT, GEHALTEN IM EXERZITIENHAUS SCHLOSS
FUERSTENRIED IN MUENCHEN AM 29. JULI 2006

Die Jungfrau Maria gehört zur Kirche, wie sie zu Christus gehört. Daher muss sie auch einen Platz haben im Leben des Christen. Die Apostelgeschichte berichtet, dass die junge Christengemeinde von Jerusalem in der Gemeinschaft mit Maria den Heiligen Geist erwartete.

*

Es ist ein großer Schaden für die Kirche, wenn die marianische Frömmigkeit in ihr heute oft beargwöhnt wird und wenn sie vielfach keine Heimat mehr hat in der Kirche. Viele Priester, vor allem junge, haben heute kein Verhältnis mehr zur Mutter des Herrn, oft auch nicht mehr zum eucharistischen Herrn und zur Feier der heiligen Messe, hier gibt es tiefe Zusammenhänge. In der Darstellung der Glaubenslehre bei der Ausbildung der Theologen wird das marianische Dogma kaum erwähnt, zumindest wird es da sehr stiefmütterlich behandelt. In vielen Gemeinden werden selten Predigten gehalten über Maria, werden die Marienfeste, die ohnehin stark reduziert worden sind durch die Liturgiereform, kaum noch beachtet. Eine solche marianische Abstinenz hat verschiedene Gründe.

Da ist einmal eine falsche Ökumene zu nennen, die nicht der Wahrheit die Ehre gibt, sondern der menschlichen Klugheit, die eine Wiedervereinigung auf der Basis des Kompromisses sucht, eine Ökumene, die vom Glauben der Kirche her nicht möglich ist, die auf die Preisgabe von Glaubenswahrheiten hinausläuft, um damit die Wiedervereinigung zu erkau-
fen. Wo die Liebe gegen die Wahrheit ausgespielt wird, da gräbt sie sich ihr eigenes Grab.

Vor Jahren hat ein Bischof vorgeschlagen, Maria zur Patronin der Ökumene zu erklären, sie als Patronin der Ökumene zu verstehen. Dieser Gedanke ist damals auf beiden Seiten auf schärfsten Widerstand gestoßen und von nicht wenigen als absurd bezeichnet worden, obwohl er goldrichtig ist.

Maria als Patronin der Ökumene, das ist nicht einmal neu im Denken der Kirche, denn seit eh und je, seit den Tagen der Kirchenväter wurde sie als die Überwinderin aller Häresien und Spaltungen gefeiert.

Ein weiterer Grund für das Zurückgehen der marianischen Frömmigkeit ist unsere emotionale Verarmung.

Wir sind ungeheuer nüchtern geworden, einerseits sind wir stolz darauf, andererseits aber leiden wir darunter. Ausdruck dieser Nüchternheit sind manche Lieder, die wir heute singen, und viele Gottesdienste, wie sie heute gefeiert werden. Im profanen Raum zeigt sich als Reaktion auf solche Nüchternheit eine Wucherung der Sentimentalität, Sentimentalität ist falsche Gefühlsseligkeit, Gefühlsduselei, die dem natürlichen Empfinden Unbehagen, um nicht zu sagen, Zahnschmerzen bereitet.

Der Auszug aus der Kirche, der bedrohliche Rückgang der Besucher der Gottesdienste hat hier auch seinen Grund, nicht nur, aber mit Sicherheit auch.

Eine gesunde Marienverehrung hätte hier eine wesentliche Aufgabe, wie sie seit eh und je in der Kirche gepflegt wurde.

Wir dürfen nicht vergessen, dass das kirchliche Abendgebet mit dem Gruß an Maria zu Ende geht. So war es schon immer. Der letzte Gruß am Ende des Tages gilt jener großen Frau, die im göttlichen Heilsplan unsere Brücke zu Christus ist, die Morgenröte des Heiles, diejenige, die den ewigen Tag der Erlösung angekündigt hat, jenen Tag, der keinen Abend kennt.

Ich möchte noch einen dritten Grund nennen für das marianische Defizit in der Kirche, ohne damit freilich alle Gründe genannt zu haben, nämlich die Übertreibung der Marienfrömmigkeit in der Vergangenheit, wie sie unbestreitbar manchmal im katholischen Volk vorgekommen ist und auch heute hier und da noch vorkommt.

Übertreibungen sind es, wenn sich in der Marienverehrung abergläubische Praktiken breit machen, wenn übersehen wird, dass Maria nicht an die Stelle ihres Sohnes treten darf, wenn vor allem immer neue Marienbotschaften produziert werden. Angesichts solcher Übertreibungen macht sich das berühmte Gesetz des Pendelschlags bemerkbar.

Das Zweite Vatikanische Konzil stellt fest, dass das marianische Dogma, das heißt, dass die Glaubenslehre über Maria der Brennpunkt des katholischen Dogmas, der katholischen Glaubenslehre überhaupt ist. Es will damit sagen, dass in den Glaubensaussagen über Maria alle anderen Glaubenswahrheiten geeint sind und sie wie in einem Spiegel reflektieren. Denn sie ist das Urbild des erlösten Menschen und der Kirche. Sie lässt uns erkennen, wie Gott ist und wie er wirkt, und zwar in ihrem Leben wie auch in ihrem Sterben.

Es ist von daher auch nicht verwunderlich, dass die rechte Sicht Christi und seines gottmenschlichen Wesens überall da verkannt und übersehen wird, wo Maria, seine Mutter, vernachlässigt wird.

Nicht von ungefähr geht Hand in Hand mit der Zurückdrängung Mariens das Verständnis Jesu als eines reinen Menschen. Auch hier zeigt sich: Maria führt uns zu Christus, nicht zu dem Mann aus Nazareth, sondern zu dem Gottmenschen.

Und die Liebe zur Eucharistie, auch daran sei hier noch einmal erinnert, wächst mit der Liebe zur Mutter Jesu. Mit der liebenden Verehrung Mariens rückt die Feier der heiligen Messe in die Mitte der priesterlichen Existenz. Und wenn der Priester täglich mit großer Hingabe die heilige Messe feiert, so findet er zur Mutter Jesu. Das Gleiche gilt für uns alle, wenn wir täglich die heilige Messe mitfeiern. Das eucharistische Geheimnis und das Mariengeheimnis gehören zusammen.

Und - auch das ist konsequent - wo Christus das Zeichen des Widerspruchs ist, da ist es auch Maria und umgekehrt. Der Widerspruch der Welt aber ist nach Auskunft der Schrift der Maßstab der Wahrheit des Glaubens.

*

Maria zeigt uns den sicheren Weg durch Irrtum und Sünde, sie ist der Stern auf dem Meer der Welt, wo es viele Irrlichter gibt, so viele, dass es kaum noch ein Durchkommen gibt. In einem alten Hymnus, der noch heute im Stundengebet der Kirche an den Marienfesten der Kirche immer wieder gebetet wird, heißt es: „Iter para tutum ut videntes Jesum semper col-laetemur“ - bereite du uns den sicheren Weg, damit wir einst Jesus sehen in ewiger Freude“.

So sollten wir täglich beten in liebender Verbundenheit mit der Mutter Jesu, die auch unsere Mutter ist. Der Gekreuzigte hat sie vor seinem Erlösertod uns zur Seite gestellt und uns an ihre Seite gestellt. Amen.

PREDIGT ZUM 17. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 30. JULI 2006 IM
EXERZITIENHAUS SCHLOSS FUERSTENRIED IN MUEN-HEN

Die wunderbare Brotvermehrung, über die uns das Evangelium des heutigen 17. Sonntags des Kirchenjahres berichtet will die göttliche Macht Jesu bezeugen, darüber hinaus aber will sie ein Gleichnis sein. Das natürliche Brot, das das leibliche Leben nährt, richtet unseren Blick auf das übernatürliche Brot der Seele, auf das Geheimnis der Eucharistie. Die wunderbare Brotvermehrung ist von daher eine Vorausdarstellung des eucharistischen Opfermahles. Die natürliche Speisung der 5000 will uns hinführen zur übernatürlichen Speisung der Millionen, die heute - 2000 Jahre später - in aller Welt am Tisch des Herrn das Brot des Lebens empfangen. Das ist das größere Wunder, Christus, die wunderbare Speise der Seelen.

Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche - das Hintergründige ist immer bedeutsamer als das Vordergründige. Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche, denn sie schenkt uns das ewige Leben. Deshalb müssen wir auch bei der Brotbitte im Vaterunser in erster Linie an diese übernatürliche Speise denken. Sie kann uns allerdings nur dann das ewige Leben vermitteln, wenn wir sie im Geist des Glaubens empfangen. Dieser Glaube ist jedoch vielfach verloren gegangen, der Glaube im Allgemeinen und der Glaube an das eucharistische Geheimnis im Besonderen.

Angesichts des eucharistischen Geheimnisses zeigt sich der allgemeine Glaubensverfall besonders schmerzlich und verhängnisvoll. In gewisser Weise kann man sagen: Der Unglaube gegenüber dem Geheimnis der Eucharistie verursacht ihn, mehr noch aber ist er eine Folge von ihm.

Der häufige Empfang der heiligen Kommunion, der an sich gut ist, ist in sehr vielen Fällen ohne Wirkung, weil er ohne Glauben, weil er ohne innere Ergriffenheit erfolgt, weil viele die eucharistische Speise im Grunde mit natürlichem Brot verwechseln und darin bestenfalls nichts anderes sehen als ein Symbol für den Leib Christi, als ein Sinnbild für den auferstandenen Herrn, weil sie darin nicht mehr die Wirklichkeit sehen und erkennen, wie sie die Kirche glaubt und seit eh und je geglaubt hat.

Der Glaube an die Gegenwart Christi im Geheimnis des allerheiligsten Altarssakramentes hat sich abgenutzt. Dass in der heiligen Wandlung das Brot und der Wein wirklich verwandelt werden in Christi Fleisch und Blut und dass damit das Geheimnis des Kreuzes gegenwärtig wird, das bekennen zwar viele noch mit dem Mund, aber im Herzen glauben es immer weniger Christen. Sonst würde unsere Welt angesichts der vielen Kommunionen, die auch heute noch, die immer noch allsonntäglich empfangen werden, ein anderes Gesicht haben.

Die Routine hat den Glauben an das eucharistische Geheimnis getötet. Und wenn der Glaube abgestorben ist, dann ist das Sakrament unwirksam. Man sieht das bereits an der Haltung vieler Kommunikanten. Bei vielen hat man den Eindruck: Sie wissen gar nicht mehr, was sie beim Empfang der heiligen Kommunion erhalten. Der leichtfertige Umgang mit dieser Speise ist ein Anzeichen für den fehlenden Glauben, und wenn der Glaube noch vorhanden ist, bei solchem Umgang mit dieser Speise geht ihm bald die Luft aus.

Die Ehrfurcht ist die Voraussetzung für den Glauben und für das Wirksamwerden des Glaubens. Das gilt allgemein, das gilt besonders für das Geheimnis des Altares.

Vor über 1500 Jahren schreibt der Kirchenvater Johannes Chrysostomus im Blick auf dieses Geheimnis: „Niemand trete gleichgültig hinzu, niemand lässig, alle voll Feuer, voll Begeisterung, voll Eifer“.

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist die eucharistische Nüchternheit, die als Gebot inzwischen auf eine Stunde reduziert ist. Das heißt aber nicht, dass es nicht einen guten Sinn hat, weiterhin die eucharistische Nüchternheit auszudehnen. Es ist ein Zeichen für eine veräußerlichte Frömmigkeit, wenn man meint, man müsse vor jeder heiligen Messe, in der man die heilige Kommunion empfängt, ausgiebig frühstücken. Erleichterungen sind nicht verpflichtend. Das gilt immer.

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist auch die Kniebeuge, die wir vor dem Allerheiligsten machen. Ein Pfarrer erklärte den Ministranten vor einem ökumenischen Gottesdienst: Heute braucht ihr keine Kniebeuge zu machen! Eine seltsame Form von Rücksichtnahme. Oder ist es mehr als das?

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist ferner das Stillschweigen, das wir in unseren Kirchen einhalten - richtiger muss es heißen: bisher oder früher eingehalten haben. Die Gegenwart des

eucharistischen Herrn unterscheidet die katholischen Kirchen von den evangelischen zutiefst. Das müsste man merken an unserem Verhalten. Wir nennen unsere Kirchen noch immer Gotteshäuser. Und sie sind es im wahrsten Sinne des Wortes. Unser entsprechendes Verhalten lässt indessen oft sehr zu wünschen übrig.

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist endlich die Vorbereitung auf die heilige Kommunion und die Danksagung. Ob man zur heiligen Kommunion geht, das kann man nicht von dem Augenblick abhängig machen. Das muss man schon vor dem Beginn der heiligen Messe überlegen.

Vor allem muss man wissen, ob man im Stand der Gnade ist. Ist das nicht der Fall und geht man trotzdem, so wird man schuldig am Leib und am Blut Christi, denn wer unwürdig diese Speise genießt, der isst und trinkt sich das Gericht, so drückt es Paulus im ersten Korintherbrief aus (1 Kor 11. 27 f).

Die Disposition ist in diesem Sinne und die Erkenntnis, dass das eucharistische Sakrament ein Sakrament der Lebenden ist, wie es früher im Katechismus hieß, ist heute nicht mehr selbstverständlich. Da ist viel Gedankenlosigkeit dabei aber mit Sicherheit auch ein Großteil Bosheit.

Zur rechten Vorbereitung auf den Empfang des eucharistischen Sakramentes gehört aber noch mehr.

Wenn es einem nicht gelungen ist, die heilige Messe gut mitzufeiern oder wenn man sich während der heiligen Messe noch gärgert hat oder von starken Zweifeln gequält wurde, dann sollte man lieber dieses Mal zurückbleiben. Es ist ohnehin heilsam, von Zeit zu Zeit die „geistige Kommunion“ zu empfangen.

Der Vorbereitung entspricht die Danksagung. Ein Gast, mit dem man nicht spricht, den nimmt man nicht ernst.

Für die Danksagung empfehlen sich vor allem die Psalmen. Warum sollte man nicht den einen oder anderen der Psalmen auswendig lernen? Es fehlt uns ohnehin oft an guten Gebeten. Besonders empfiehlt sich hier auch das Gebet „Seele Christi, heilige mich“, das Manche auf den heiligen Ignatius von Loyola zurückführen - morgen begehen wir seinen 450. Todestag.

Aber auch das wortlose Staunen angesichts der Größe Gottes könnte eine gute Danksagung sein. Dazu bedarf es aber der äußeren Stille. Und wir brauchen dafür ein wenig Zeit. Diese können wir im Gottesdienst finden, oder - auch das ist eine gute, eine empfehlenswerte Übung - wir können nach der heiligen Messe noch ein wenig im Gotteshaus verweilen.

*

Es ist besser, das Sakrament nicht zu empfangen, als es ohne Glauben und ohne Ehrfurcht und ohne die rechte Disposition zu empfangen. Das Sakrament der Eucharistie ist ein zartes Geheimnis, es ist leicht zerbrechlich, und es ist unwirksam, wenn wir gleichgültig hinzutreten und lässig, ohne Feuer, ohne Begeisterung und ohne Eifer, um noch einmal an Johannes Chrysostomus zu erinnern. Ja, wir löschen schließlich den letzten Funken des Glaubens, wenn wir uns gleichgültig des Sakramentes bemächtigen. Genau das geschieht heute nicht selten, man bemächtigt sich des Sakramentes. Das aber ist ein großes Unheil. Bei der Brotbitte des Vaterunsers sollten wir in erster Linie an die himmlische Speise denken. Wir sollten Gott bitten, dass wir sie immer gläubig und ehrfürchtig und damit wirksam empfangen, als eine Quelle reicher Gnaden. Amen.

